IV. Jahr Heft 4

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Leo Herland: Die Beschwörung / Georg Trakl: Kaspar Hauser Lied / Ludwig Erde: Suchende / Theodor Däubler: Sang an Parma / Otto Stoessl: Lebensform und Dichtungsform / Hugo Wolf: Trunkne Nacht / Jörg Lanz von Liebenfels: Kraus und das Rassenproblem / Ludwig v. Ficker: Schlußpunkt / Max v. Esterle: Karikaturenfolge 69 (Dr. Heinrich Hammer)

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, mit Ausnahme der vergriffenen Nummer 2, zum Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. November 1913 Heft 4

Die Beschwörung / von Leo Herland

Geschrieben an einem Schreibtisch mit drei Füßen

Die Welt wäre mir gut eingeteilt, das Draußen eines Schattenspiels der Menge, das Drinnen eines delphischen Abgrundes am Schreibtisch mit Geistern, die sich in Dämpfen schreiben, darüber die Sterne, wenn nicht zwischen Himmel und Erde etwas vorgefallen wäre, was dem Schwarzkünstler den Ausblick verstellt. Weil du mir draußen und drinnen bist, zum Schatten zu lebendig, zum Stern noch nicht reif, geht es drunter und drüber, du verwirrst mir die Welt, der Urfunke, zu dem deine Bilder im Himmel und auf Erden zusammenschlagen, indem aus dem Schatten Flammen brechen und eine Sternschnuppe fällt, verschüttet sich mit Asche und läßt mich nicht weiterkommen, nicht delphisch weiterträumen das Buch, worin wie im Schlaftraum Buchstaben als lebendige Gewalten über den Blättern schweben. Die scheinende Weltgestaltung ist aufgehalten, bis ich nicht noch einmal zu dir hinabgestiegen bin, mich mit dir, der kleinen tiefen Urmutter, vereinigt habe, um derentwillen all dies sein wird und entsprang. Es wird mir nicht leicht, Schlacken, Dünste und böse Geister wehren immer dem Weg vom Dreifuß zum Schoß der Welt, aber ich muß zu dir, muß zu dir sprechen aus aller Pein, die mich dazu zwingt und die sich dagegen stemmt. Ich bin dem ersten Eindruck, den ich von dir empfing, noch etwas schuldig und er zog dazu die Reife eines Sommers nach sich: die Wärme, die damals zu mir strahlte,

stirbt im ersten Schnee noch nicht und noch immer bist du in mir Vertrauen, Liebe ohne Härte, das ganz Begreifende. Du in mir. Der Welt, die mein Buch sein wird, kann ich nicht alles sagen, außer wenn du ihr angehörst, und ich habe dir einiges zu sagen. So höre mich, kleine Mutter und mein Kind: dann bist du ein Drittes. Erst wenn ich dir dies Opfer dargebracht habe, wird der Dreifuß wieder freundlicher sein und mir seine Geister emporsenden.

Wie hübsch, daß du mir nicht widersprechen kannst: wirklich wie eine beschworene Göttin neigst du dein Ohr tiefer und tiefer und lauschest und dein Lächeln ist rot. Und ich kann nur so sprechen, weil nicht deine Erdenform da ist, weil ich allein bin. Denn wärst du da, so wären auch alle anderen da und die anderen stören mich, sowohl wenn du da bist als wenn du nicht da bist. Und ihre Gesten und ihr Gelächter, ihre Worte und ihr Geist fließen auf dich über und verschlagen mir die Rede. Du bist nicht mehr du, du bist sie alle. Ich müßte zu dir sprechen, wie ich zu ihnen spreche, und das könnte ich nur, wenn ich zu ihnen sprechen könnte wie ich zu dir spreche. Aber sie haben mich unfähig gemacht zu sprechen. Sie brechen mit ihrem Schwall bei mir ein, wenn der Rhythmus meiner Gedanken und meines Schaffens das Alleinsein am nötigsten hätte und als ob es immer Narrenabend wäre, ich muß mich dafür entschädigen, indem ich zu jeder Zeit allein bin, damit der in der müßigen Zeit gebaute Schutzwall der Einsamkeit noch ausreiche für die Zeit, da ich seiner bedarf. Da ich nicht taub sein kann, muß ich stumm sein. Daß das den anderen peinlich sein muß, ist mir recht. Weil es auch dir peinlich sein muß, darf ich dich nicht sehen. Ich habe dich einmal herübergeholt; sie haben dich dafür bestraft: was zu mir gehört, gehört nicht mehr zu ihnen. Du hast gewählt zwischen ihnen und mir und nun

triumphieren sie: denn wenn du unter ihnen erscheinst, wird der Kordon, den sie bilden, betont auf der Stelle, wo du stehst. Du bist für mich nirgends mehr außerhalb des Kordons zu finden, und da ich den Kordon zu meiden pflege, wäre es auffällig, wenn ich dich irgendwo aufsuchen wollte. Alle würden fragen: warum kommt er heute zu uns? Nur an einem Orte kann ich dich sprechen, ohne daß mein Auge abgelenkt würde und ohne daß ich meine Zunge ablenken müßte: ganz bei dir, ganz bei mir. Du kannst es nicht hindern, daß alles, was ich als falschen Schmuck an dir sehe, der dir Geltung verschafft, von dir fällt und daß du als Weib vor mir stehst, ja so sehr als Weib, daß nichts von dir übrig bleibt, als was jenseits des Tageslichtes und jenseits des Geistes noch von dir bleiben kann. Du auf dein Allerinnerstes zurückgeführt, auf die scheinlosen Kräfte, die dich bilden halfen in dem Zustande, wo die Lava noch keine Schlacken hat. Du hattest Stunden, in denen du mir von diesem Urzustande nicht zu weit entfernt schienst; die anderen sind ausgebildete Schlacke. Du willst nicht ungeistig sein: und nimmst Geist in dich auf, den mein Dreifuß als caput mortuum ausweist. Du willst, daß ein Geist zu dir spreche: vielleicht, daß ich es für die kurze Weile einer Beschwörung mit dem anderen aufnehmen kann.

Irre dich nicht, Liebes: ich wünsche dich nicht anders, als ich dich sehe. Keine deiner kleinsten Freuden mißgönne ich dir, kein Lachen möchte ich dir unterdrücken, keinen Freund und keine Freundin dir rauben; lieber entsage ich dir, als daß ich dich deinem Bekanntenkreise entrissen zu sehen wünschte. Es ist dir Lebenselement und ich weiß, daß es zur Nahrung deiner Fröhlichkeit gehört, daß du gelteſt unter den Geltenden, daß du scherzest mit denen, an denen der Scherz mir unwürdig erscheint, Blicke tauschest mit jenen, deren Tauschwaren ihr geringstes Verdienst

sind; und sie haben doch vielleicht kein größeres. Ich weiß, daß die Menschen lustig sein wollen; was ich an ihnen als Quietschvergnügtheit gewahre und wovon, da es mir meine Künstlervergnügtheit untergräbt, die ich als gleichberechtigt anerkennen muß, nur das Quietschen zu mir dringt, — das geht mir, wenn ich an dich denke, in deinem Vergnügen auf, denn ach, so nahe mir leider die Menschen sind, so fern bist du mir ja und könntest mich also selbst in ihrem Reigen nicht stören. So bist du nun dort und ich bin da. Vielleicht aber muß auf die Dauer Entfernung dasein zwischen mir und allen Lebenden und die anderen sind nur zum Werkzeug einer Trennung bestimmt, deren Trauer sonst meinem widerstrebenden Herzen zur Last fallen müßte, das dich umschließen möchte, ohne dich zu verstricken worein es selbst verstrickt ist, und doch nicht frei genug ist um seine Last zu teilen und dann noch den Ausweg zu finden. Besser, du nehmest keinen Teil von mir und bist, ganz du, von mir abgehalten, daß ich dein Bild gegen mich halte, als daß du von mir gehest, mit meinem Ungelösten vermischt. Dir trüben Wein einschenken, ehe reiner Tisch gemacht und die Bude aufgeräumt ist, — ich möchte dich doch besser bewirten. Lieber nicht den Fuß angestoßen, aus unnützen Gründen den Rock gerafft in einem Prospekt, dem deine Lichter widerstrahlenden Augen keine Freuden abgewinnen können. Enttanze mir leichthin; mich erheitere im Dunkel der Arbeit das Feuer der Arbeit. Sie tratschen über das was ich schaffe und finden es ungemütlich, daß sie ausweichen müssen; nur das eine tröstet sie, daß sie nicht sind wie dieser und sie sich sagen dürfen: der hat es gar traurig. Manchmal gebe ich ihnen recht, dann haben sie erst recht unrecht; was wissen sie von meiner Traurigkeit. Für sonst möchte ich ihnen zu verstehen geben, daß es nicht Neid ist, wenn ich schimpfe, und nicht Bosheit, wenn ich lache, weil einem Unvorsichtigen ein Sprengstoff aus meiner

Bude an den Kopf fliegt, denn bei Gott! so freudlos habe ich es nicht. Wüßten sie, daß mir in meinem Prospekt, wenn droben die dunklen Wölbungen schwinden, ein Aspekt bleibt, ein Himmel, dessen vorsonnenaufganggefärbte Unwirklichkeit, sich ausspannend wo ihnen die Reizlosigkeiten der Großstadt am engsten zusammenzutreten scheinen, ihre Wirklichkeit mit allen beleuchteten Großstadtreizen zum Verblassen und dessen Stille ihr Halloh und Tratsch zum Verschnarren brächte! ein lieber Himmel, an den ich versetze, was heilig ist vor den magischen Dünsten, die stetigen Sternbilder meines Herzens, die, ihm allzunahe, leidend verflackern müßten. So bist auch du dort, und wieder: ich bin da und du bist dort, doch in dieser Ferne mir nah. Hier ist Ruß und dort ist Flamme, hier ist Werk und dort ist Lachen, hier ist es trist und dort ist ein Gastmahl, hier bin ich arm und dort bin ich fürstlich. Und obwohl mir jetzt sogar etwas die Aussicht verstellt, warne ich alle Leute, sich zu sehr auf diese Unwirklichkeit zu verlassen, die harmlos dünkt die Ahnungslosen; der ganze Himmel möchte ihnen mit unerwünschter Wirklichkeit eines Tages die Köpfe einschlagen, wider meinen Willen. Ich habe nämlich einer ähnlichen Sache, in die sie verwickelt sind, schon einmal beigewohnt; nicht meinetwegen betone ich, daß ich nicht zum Spaß schaffe. In meiner Arbeit begehen sie Verrat an sich selbst. Ich habe es miterlebt, wie ein strafender Richter die oberen Zehntausend und die unteren Neunundneunzigtausend zu Paaren fuchtelte, um ihnen den unheiligen Geist auszutreiben, als sie, die heilige Leiber sein könnten, als Geister angetan, zu einer Zeit, da es nicht Fasching war, in tollem Lumpenball als nächtliche Ruhestörer in die Kammer des heiligen Geistes einbrachen; und wie die Peitsche sie züchtigte, daß ihr Unreines, aus dem Fell gejagt, sich in die Kluft stürze. Aber es war zäh und ihr besseres Teil, das übrig ge-

blieben wäre, ihre heilige Form, schämte sich des Zögerns und benützte selbst die Hinterpforte der Wirklichkeit, um in einem besseren Schattenreich wieder zu erwachen, — und übrig blieb eine szenische Masse, die noch hinter dem Flüchtigen in hellen Haufen her war wie hinter dem Quiproquoverbrecher, der auf der Leinwand durch Schornsteine, über Dächer und Telegraphendrähte, unter Omnibussen und zwischen den Füßen der Passanten die Verfolger auf seine Fersen lockt. Ich bin keine wilde Natur; ich sekundierte dem strafenden Richter nicht, der, von seinem Zweck nur das Gegenteil erreichend, hoffnungslos den Arm sinken ließ und von seinem Nachsehen wenigstens das Nachdenken über diesen Weltuntergang hatte. Ich sekundierte ihm nicht, denn ich fühlte seinen Schmerz und, mich für die Besessenen schämend, auch die Züchtigung. Und wünschte ihm dennoch Glück, denn ich fühlte auch die heilige Form, die geflohen war. Ich war sie selbst. Aber sie war ein Verbrecher, den man nicht erwischte, denn er hatte eine Freistatt gefunden hinter der Pforte der Wirklichkeit, an der die Allzuwirklichen nicht einmal das Nachsehen haben; wenn die Gestalten auf der Leinwand in den Vordergrund gelangt sind, verschwinden die riesigen Spuke, durcheinander wimmelnd, in ohnmächtigem Alpdruck von der Bildfläche und das Kino hört sich auf. Als ich nach Hause kam, war es schon geschehen; aus dem delphischen Abgrund drangen flehend die armen leeren Masken herauf: da fuhr ich, der ich mein Fleisch abgeworfen hatte, in sie; nun werden sie mir zulieb. Seither will ich nichts mehr von den Menschen. Was soll ich denn unter ihnen noch, da ich unter ihnen, wie sie selbst sagen, nichts mehr aufzuheben habe? Sie deuten mir auf ihre Schätze und ich sehe, es sind ihre Lumpen, und die hebe ich nicht auf, denn ich hebe nur das auf, was sie wegwerfen, indem sie es nicht wiedererkennen und als ihr Eigen nicht anerkennen, wenn man es ihnen wiedergeben

will, ihr Bestes, ihr Verstoßenes, und das ist schon bei mir aufgehoben. Sie haben nichts mehr zu vergeben. Ich könnte ihnen noch ihren Reichtum vergeben und wahrlich vorgeben.

Welche Maske nun, sprich, kann einer aufstecken, der in ihre armen Masken gefahren ist, ihr Leid im Herzen trägt und sich erstarrt einer Gruppe gegenübersieht, die jenen Urbildern, jener Kinokonkursmasse wie aus dem Gesicht geschnitten ist und sich drauf etwas zugute tut, nur mit dem Unterschied, daß sie noch etwas zu vergeben hatte, nämlich dich. Ich weiß, sie sind es nicht, die dich gefangen haben; jene stecken bloß dahinter als der Geist, der zu euch sprechen darf, und es ist eine optische Täuschung; aber du bist von der Partie, auf der Suche nach dir geriet ich zu tief unter sie und da wird jede Täuschung zur Wirklichkeit. Sie sind so schlimm nicht, die ich lieber lieben möchte, sie langen nicht auf diesen tiefsten Grund; allein es greift tief genug. Es ist dieselbe lustige Gesellschaft, in der ich mitlachte, als wir einig waren gegen das, was uns eins am Zeuge flicken wollte: wir setzten Lichter des Lachens darauf statt der Flicken; und nun die schreckliche Vision, die mich die Flicken sehen läßt als wären es die Lumpen, die Schätze sein wollten! Um mein Lachen geht es; nicht Not und Schmerz, nur das verjagt es, was den Geist verjagt. Ich weiß, sie sind nicht die, die nichts zu lachen haben und doch lachen über die herben, ernsten Wehen, in welchen unter meinen Händen die Seele auf die Maskengesichter tritt, von denen der strafende Richter die halbe Seele gerissen, die dort zu sterben zögerte, und die nun wachsbleich sind von der Angst, die ihren Augenbrauen den Schweiß entpreßt. Und dennoch, wie verwünscht erinnert es an den Einbruch in die Kammer des heiligen Geistes, dieses Grammophonlachen, das mir morgens den Geist kreuzigte und noch immer meine Nerven lähmt, wenn ich sprachlos schmerzlich dir gegenüberstehe. Du bist da und ich bin

da, doch in dieser Nähe dir fern. Einem Fürsten des Lachens könnten sie das Lachen verbittern. Diese unselige Aehnlichkeit zum Verwechseln, des Kordons mit dem Kino, dies Augenhöhl' in Augenhöhle, dieser Anblick des leibhaftigen Schattens in einer tanzenden Wirklichkeit ist das Ereignis, das sich quer vor meine Unwirklichkeit legt; die Staubgebildeten mischten sich unter meine lichten Geister und du hast ihnen den Weg gewiesen; du allein hattest den Schlüssel zum Abgrund. — Was Wunder, daß ich sie mit jenen zusammenwerfe, die immerhin abschnurren mögen in der warmen Luft dieser einen Nacht, obwohl es ein schlechter Karneval ist; deren Tanz ein Echo ist in meinem Träumen, während mein Träumen zum Maskenfest der Auferstandenen wird, zum Feste unter Wehen; und deren Lachen, abschnurrend und verschnarrend wie ein Grammophongeräusch (es klingt wie Wolfsgeheul), mich zu dem Glauben herausfordert, daß auch dir davon das Lachen vergehen müßte, wenn es einmal, als kein Echo, Aergernis unter den Wölfen erregen sollte, die vielleicht dahinter kommen, daß man doch nicht mit ihnen heult. Und du gewännst dein Lachen erst wieder mit mir, wenn das andere, abgespielt, am Aschermittwoch sich zur Ruhe gegeben hat. Der Schein siegt über das Besserwissen; dies Versteckenspiel der Wirklichkeit reizt mich zum Schauen eines seltsamen Wirklichwerdens, wenn es nicht die versteckte Wirklichkeit selbst reizen muß, am unvermuteten Ort, nämlich unter meinem Himmel, unerwünschterweise wieder aufzutauchen. Mir bleibt nur der Ausweg, es um die Wette einer Beschwörung mit dem anderen Geist aufzunehmen; der strafende Richter steckt mich an, obwohl ich keine wilde Natur bin, und ich beginne an den Weltuntergang zu glauben; wenn Lumpen durch die Flitter schauen, so werden sie auch durch die Finger schauen und meine Masken müssen siegen. Ich halte mir vor Augen: dies ist meine unwirtliche Bude mit den

Geräten. Ich bin arm — ich ehre dich, indem ich es dir sage, — jeder Kommis hat mehr als ich; er lebt von seiner Arbeit, während meine Arbeit von mir lebt. Auch sonst ist alles verkehrt und also in der Ordnung. So sei es verkehrt! Um aus der Verwirrung ins Reine zu kommen, muß ich sie steigern. Wie du ihr Medium bist, so kannst nur du ihre Mittlerin sein. Eine Weile dulde ich die Eindringlinge, die dich mir verstellen, und halte mir die Ohren zu: du bist ja gut aufgehoben. Da rufen sie diese Teufelserfindung, den Weltfilm, zuhilfe, um mir beizukommen, und rollen darauf den Krieg ab und werden deinen Beschützer hineinverwickeln, du wirst schlecht aufgehoben sein; und ich nicht mit ihm und nicht bei dir. Die Geister fühlen sich an ihrem Platz; sie haben in der Tat das Wort und also auch das des Trostes, während sie mir meins, das auch meine Tat ist, nehmen. Da halte ich es nicht länger aus. Was ist alles Interesse, das die Phasen dieses Films mir, der ich selten ins Kino gehe, abzwingen, was alles Mitgefühl mit mir Fernliegendem und mir Fernstehendem, das sich dir verdankt, vor der Sorge um dein Antlitz, dein vielleicht gesenktes: unters Kinn möchte ich es fassen, ich weiß nicht mehr: um es zu trösten und dadurch aufzurichten, oder um es aufzurichten und mich daran zu trösten. Noch habe ich, wenn auch nicht das Losungswort, das mich durch den Kordon zu dir passieren läßt, doch das Stichwort, das dich beschwört: du hörst mich, sei es auch erst nach wildem Tanz. In deinem Angesicht gewinne ich Macht über den Hexensabbath, der sich ins Delphische, auf meinen Grund und Boden, verirrt hat. Verkehrt traktiere ich diese Pächter des Vergnügens, und es soll ihnen peinlich werden. Die Stunde ist gekommen, daß ich ihnen ihren Reichtum vorgebe. Vor dir seien sie das, womit ich sie verwechsle. Wie im Innersten, gehe ich auch in aller Form mit ihnen auseinander.

Im Spielraum, der meinen guten Geistern gegönnt ist, darf mein Blut vorerst so kalt bleiben, als wäre es die Vorempfindung von kalten Steinstufen, die zu einem Schloß führen. Die Mahnung, sie mögen mir nicht trauen, weil sie ihrer besten Kraft, die in mir lebt, nicht trauen wollen, käme zu spät. Noch in diesem Augenblick mögen sie mich tratschend für eine von den Masken halten, die ich jetzt gegen sie aufmischen werde. Schon werden sie zornig. Ich aber strecke nach dir die Arme aus, wie ich dich zuerst sah. Mit jenen seist du entzweit und alles werde so, wie wenn das Schicksal die andere Bahn eingeschlagen hätte, die von Trennung nichts weiß. Es wird ein Fest unter Wehen, unter Wehen — wenn du wüßtest! Wie schon einmal, lassen sie alle ihre Künste spielen, den Empfindlicheren dreifach treffend. Dem lachenden Geist, der ihnen nahm, was sein ist, fallen sie in den Arm, um das Lachen mit dem Geist zu vertreiben. Alle Grimassen der Quietschvergnügtheit setzen den Kordon wieder in den Lumpentrab des unheiligen Geistes, der Ellenbogen ihrer Geräusche impft mir wieder das Fieber ein. Jetzt umringen sie dich, im grauen Schleier wird deine Gestalt verzerrt, sie hohnlachen, jetzt gehst du ganz im Gruppenbild auf; ich kann dich nicht mehr unterscheiden und bin allein. Von allen guten Geistern verlassen, will ich den Zauberstab über mir brechen, da künden sie mir an, ich werde dich wiedersehen. Während ich noch für meine Erinnerung bange, erscheinst du mir schon und bist mir fremd. Dich suche ich vergebens. Wo du auch seist, rufen sie, ich möchte nicht so stolz sein, der Tod, der Mächtige, Edle habe sich zu ihnen geschlagen. Nur zu wahr! Mit seiner schwarzgestielten Fackel strahlt er alle und mich an und macht mir alles problematisch: sie sind an deiner Seite, mein Trost nicht einmal an meiner. Aber meine Geister sind echt, wenn sie auch nicht improvisieren. Ihre feierliche Flut steigt herauf, jeder nimmt seinen Gegner

aufs Korn, wird an ihm lebendig, trinkt Blut und läßt ein caput mortuum zurück; und wie nach letzter kurzer Ebbe noch einmal die ganze Hölle mit allen Schrecken sich gegen mich bäumt, wie ich ankämpfe, um mir dein reines Bild zu retten, wie es schon wieder verschlungen ist und ich wähne, mit dir in dem furchtbaren Elemente unterzugehen: im erstickten letzten Augenblick lösen sie die Finger der Hölle von meinem Krampf, — wie in langgehaltenem Siegesschrei halte ich dich weiß über den Wogen. Ich habe dich an mich gerissen, du kannst es nicht hindern, mit den ersten Schmerzen und unverlierbarer. Es ist die Zeit, da du diese Veränderung nicht von dir weisest. Gib deinem Blicke etwas von der Verwunschenheit des Lichtes, in dem ich dich sehe, damit nun du gewahrest, wie die Bude aufgeräumt und reiner Tisch gemacht ist. Aus den Masken schauen uns Augen an, die Kulissen werden lebendig, alles wird praktikabel. Die Traumsoffiten senken sich, mein Himmel ernüchtert sich zum Morgenlicht des Wachens und die Trunkenheit ist in der Sonne meiner Augenbrauen. Auf einer Himmelsleiter aus einem Stoff, von dem im Anfang nur das Wort war, steigen meine Sternbilder herab, du stehst unter ihnen. Ich hebe den Fuß, er tritt eine Stufe aus Stein, wo früher eine Nebelstufe war. Ein Schloß aus Stein steht da, wo ein verwunschenes, von allen verwünschtes Luftschloß stand. Ich hebe den Blick und suche das Panorama der Wirklichkeit: ich erblicke ein Kulissenpanorama, wo die Quietschvergnügtheit das Leben gepachtet hatte. Wie sich in meinem geschriebenen Wort dies Wunder vollzieht, so schriebe ich, ohne zu sprechen, da man zu einem Kinorama nicht spricht, hielte nicht dich mein Wort und hielte ich dich nicht beim Wort; möchte nicht das Wort, das in qualvoll unerschöpflichen Wehen sich neu und neugebiert wie das Meer am Sande, zur Ruhe kommen, weil es das Ziel, den Ursprung kennt, weil es dich wieder erschaut hat. Im

Rücken des Allzuwirklichen, in deinem Angesicht, hafte ich wieder an der irdischen Erde, die den Himmel hinter sich hat, weil ihre Steine das sind, was nach dem beseligten Schweigen des vollkommenen Wortes noch möglich ist.

Wenn ein Schloß dasteht mit einer Mauer von guten Geistern um sein Paradies, die sprechen: drinnen ist die Welt und draußen ist der Staub eines Kinoramas, dessen Brandung ohnmächtig an diese Mauern schlägt: so möchte es wieder sein wie am ersten Schöpfungstag und vor mir das Werde. Statt eines armen bißchen Schokolade, ja statt einer galanten Fülle und sie einschließend, möchte ich ein Schloß dir entgegenbringen. Sechs Schöpferworte brauche ich, um es einzurichten, und beim siebenten ziehst du ein als Herrin. Der Leib der Schloßherrin hat den Tanz um sich her so aufgesogen, daß er dieser Folie nicht mehr bedarf, um zu schweben; ihr Busen hat Welt genug in sich, um eine Welt zu beleben. In den Strahlen der ewigen Sonne, welche hell wie deine Stimme die Heimat durchfließen, findest du Saft in den Wurzeln und Halmen, echter als Blut, und Grundsteine, Mauern und Dach, wuchtiger als Fleisch. Der Hauch deines Wunsches durchweht die Gemächer. Zimmer sind dein, von deren Wänden kein Spinnweb der Fremde niederhängt, und Spiegel, vor denen heimische Winde in deinem Haar spielen, wenn du es absteckst. Die Wiege ist es unsrer Tage, und Erinnerungen sind die seltenen Pflanzen, die täglich durch deine Hände gehen. Alles hat sein Widerspiel in diesem Schlosse: dein rotes Lächeln der Kirschen und dein ernstes Lächeln der bleichen Wangen, deine Gestalt, wenn sie satte Luft atmet und du klein und zierlich bist, Wein um die Lippen und in den Augen, und deine Gestalt, wenn sie ruhig ist und ausgebreitet auf deinen Zügen ein mondrunder Glanz vom Begreifen meiner selbst; und dein Leib, zum Schreiten vornüber geneigt, wenn der Rock vor dem Schwunge aus-

flattert, das Haar im Schneeball auf den Oehrchen gewunden ist und du dazu lachst. Es hätte sein Widerspiel in sammttiefen Pilasterwinkeln, in den Wänden nach dem Park zu, in heimlichen Zimmern wie geschmückte Nester, in den Gängen, wo ich wandle, und in den Räumen, wo ich zusehe, wie deine Sklaven dir gehorchen. Und ich sehe, daß es gut ist.

Ich bin Herr auf meinem Schlosse und die Wirklichkeit ist mein Strandgut. Noch einmal sind zu Paaren getrieben, die zäh sind vor der Peitsche, vertrieben aus dem Paradiese. Nur die Heilbarsten haben sich bekehrt: als gute Sklaven sind sie ins Paradies eingegangen. Die Vertriebenen wandern hin zu den Menschen und können nur verschnarren, nichts vertratschen. Das Schloß aber ist die Burg des Schweigens, wie die Sonne schweigt, wenn sie auf Blumenpracht scheint. Niemand kennt die Gespinste für die Kenner, die dort gesponnen werden, neu alle Tage und durchgewirkter als gestern. Unsere Burg ist unser Haus. Wenn die Vertriebenen die halbe Seele ausgehaucht haben, die solange zu sterben zögerte, werden die Wächter des Paradieses hingehen unter die Menschen, als die Boten des Schweigens. Wie um das Schloß sanftes Schweigen ist, das die Unrast der Erde zur Ruhe und die Ruhe zur Welt gebracht hat, so werden die Apostel die Finger der Hölle vom Krampf der Lebenden lösen und der Tratsch der Welt hört auf. Obwohl sie nichts wissen von den Gespinsten, die irgendwo gesponnen werden, geht ihnen aus dem Schweigen die Ahnung auf und, nach dem Sonnenuntergangshimmel blickend, falten sie ihre Geberde: Sonne scheint her wie auf Blumenpracht. Keiner weiß, wer der Herrscher ist. Es gibt kein allgemeineres Interesse als sein Privatleben. Um vier Mauern dreht sich die Welt.

Wo Ruß war, ist Glut der Sonne, wo Werk Geheul übertönte, Lachen im Schweigen, wo keiner gern hauste,

ein Gastmahl, wo ich von keinem etwas wollte, bin ich Fürst. Dort ist der große Saal im Schloß und darin das Fest nach den Wehen. Seien sie Gestirne, seien sie Abgesandte der ahnungsvollen Erde, du bewirtest sie zur Tafel. Jung sind die Menschen, jung die Reben, und abgeklärter Wein wird eingeschenkt aus alten Kellern, die lange schliefen, während die Quietschvergnügtheit bacchantisch war, von Zeiten her, als der Witz noch nicht den Wein betäubte und noch nicht der Rausch, eingeschläfert von den Zechern, unter den Tisch sank. In der Festfreude der Ehrfurcht ist kein Echo von zweiter Wand. Zum Spiel von Kränzen und Saiten ward der Lebensernst und morgen ist kein Werktag. Mir fächelt die Wangen die Glut des Glanzes, unter meinem Schweigen ist die Hinreißung. Mein, des Herren, Traum ist alles: sie sind die Stimmen, ich bin die Musik. Dann rauscht das Maskenfest der Auferstandenen. Dann wird das Schloß vielleicht leer: wir wissen nur von den Sklaven. Da sinke ich dir zu Füßen und du bist die Herrin. Die Welt ist dein Traum. Ich finde die Worte wieder. Zu uns aber, durch die Nacht, kommt die Ahnung der Erde gewandert, langsam wie Sterne steigen, während ich lachend am Schoß der Welt weiße Feuergarben trinke. Ich bin meines Sieges froh.

Ich bin meines Sieges froh . . . Auch jetzt wo schnell wie Sterne fallen das Erwachen heraufdämmert, bleibt mit dem Zauber doch der Bann gebrochen. Noch bist du da, die einzige im leeren Schlosse mit mir, die Beschworene. Aber deine Stunde ist um. Noch bevor es mir Boten melden, — wieder sind es Masken, aber sie tranken Blut heute nacht, — noch ehe sie mich mahnen, daß ihr Weh auf mich wartet, weiß ich, daß ein Himmel eingestürzt ist. Sei es! ein anderer ward rein. Die Lumpen sehe ich nicht mehr. Kein Schloß gab ich dir, aber doch ein Gespinst. So geh, kehre zurück, zurück zu ihnen, die nicht länger Schat-

ten sein sollen, da du mir reif wardst zum Stern. Geh hin mit dem Geschenke, das kein anderer dir verleihen kann, mit dem Gewande, in dem du ganz mein bist und das du abwerfen mußt, wenn du mit den anderen bist. Unter Spießruten habe ich es gewoben, es hat mir dabei vor den Augen getanzt und ich habe die Engel singen hören. Vielleicht stürzt eher der Himmel ein, als daß je mein Himmel zu mir herniederstiege. Vom Schloß und seinem Leben bleiben mir nur die heiligen Formen, die der Lehm sind, den ich mit meinem Odem nähre. Freiwillig verbanne ich die Farben von Marmor, Gold und Elfenbein, ehe ich nicht selbst gelernt habe, aus Lehm Gold zu machen. Das mir in der Wirklichkeit unterkommt, halte ich für unecht.

Ich erkenne alles wieder: da ist die Bude mit dem Dreifuß. Rauch steigt, aber mit dem Rätsel ist die Asche gelöst und es ist wieder dämpfender Weihrauch, der mich entrückt; nur eine Erinnerung bleibt mir von Marmor, Gold und Elfenbein; das Geräusch dringt nicht mehr an meine Schläfen, denn auch unter denen, die zwischen dir und den Geräuschvollen stehen, habe ich nichts so Unverwandtes mehr zu suchen wie dich; seien sie mir wenigstens so verwandt, daß ihre Schatten nach den Schatten weisen, und mir zugewandt die Seite, auf der die Majestät des Todes einen heiligen Schein in lebendigen Bewegungen zurückgelassen hat. Nur die Entfernung ist größer geworden. Ist es noch notwendig, daß ich ihnen zu verstehen gebe . . . ? Nein, wenn sie auch nicht wissen, daß ich ein Gewand gewoben habe, sie müssen doch, wie jene Erde, aus dem Schweigen eine Ahnung gezogen haben. Vielleicht daß es noch einmal ein Aug in Auge wird. Auf die weitere Entfernung hin soll es sie nicht mehr anwandeln, sich auf einer Stelle zu betonen, die ihnen entrückt ist. Von mir haben sie keinen Teil an dir. Ihrer ist nur das Irdische.

Während er also unsichtbar wird, magst du über einen triumphieren, für den du verbannt bist an einen Ort, wo du dir's wohlsein läßt, dieweil ihm zuzeiten selbst sein eigenes Licht ausgeht. Aber du wirst nicht zu eitel sein auf deinen Triumph; soviel Eitelkeit sich darein mischte zu Ungunsten des reinen Gefühles, sich lauter von irdischer Schlacke in einem Idealen wiederzuerkennen, so sehr wiesest du dein Verstoßenes von dir, sosehr wäre das Weihgeschenk an eine fremde Adresse gelangt: der gilt es, die stolz darauf ist, dies Gewand um die Schultern zu werfen, nicht der, die eitel ist darauf, daß sie vor den Menschen ein anderes trägt, das ich ihnen nicht streitig mache und ihr von Herzen gönne; mag es immer dich in sanfter Steigung zur wunderbaren Steigerung führen; möchte Gott dich darin erhalten inmitten einer Welt, die nicht hold, nicht schön und nicht rein ist und dennoch alle Macht über dich hat; und möchtest du, was mir ein Dorn im Auge ist, als lustvollen Dorn in dem Fleische empfinden, von dem deine Glieder und Sinne ein Bekenntnis seien. Das sei wieder ein Dorn im Auge jenes Geistes, der sonst immer zu dir sprechen darf und deine Sinne und Glieder zu dem Ausdruck seiner selbst stempeln möchte, weil er weder Kopf noch Fuß hat, trotzdem er in Männerkleidern einhergeht. Schon fühlt er sich getroffen und will den Mund zum Widerspruch gegen diese einseitige Betrachtung auftun, deinen Mund, der mir so gütig schwieg. Aber ich warte nicht ab. Nicht im Abschied will ich dich anders sehen als im holden roten Licht deines Lächelns. So wenig Nebenbedeutung hat dieser Abschied, daß er die Antwort bei dir zurückläßt: sie wäre ja die vernichtende Verständigung von der Unbestellbarkeit dieser Opfergabe. Was du zu sagen hast, sage wenn du kannst mit einem Blicke dem Gewande selbst, mit einem jener Blicke, zu denen deine Augen meiner Ansicht nach allein da sind (noch eher als zur Lektüre dieser Beschwö-

rung und sogar schlechteren Zeugs) und die einst die Welt zwischen dir und dem Darbringer selbst ausfüllen durften, als ob es niemanden sonst gab in der Welt. Und damals habe ich in der Welt auch keinen Dritten gewünscht.

Georg Trakl / Kaspar Hauser Lied

für Bessie Loos

Er wahrlich liebte die Sonne, die purpurn den Hügel hinab-
Die Wege des Walds, den singenden Schwarzvogel [stieg,
Und die Freude des Grüns.

Ernsthaft war sein Wohnen im Schatten des Baums
Und rein sein Antlitz.
Gott sprach eine sanfte Flamme zu seinem Herzen:
O Mensch!

Stille fand sein Schritt die Stadt am Abend;
Die dunkle Klage seines Munds:
Ich will ein Reiter werden.

Ihm aber folgte Busch und Tier,
Haus und Dämmergarten weißer Menschen
Und sein Mörder suchte nach ihm.

Frühling und Sommer und schön der Herbst
Des Gerechten, sein leiser Schritt
An den dunklen Zimmern Träumender hin.
Nachts blieb er mit seinem Stern allein;

Sah, daß Schnee fiel in kahles Gezweig
Und im dämmernden Hausflur den Schatten des Mörders.

Silbern sank des Ungebornen Haupt hin.

Suchende / von Ludwig Erde

Aus einem bei Axel Juncker in Berlin erschienenen Roman „Jesse Wittich“

Franz Grashupf saß in seiner Kammer. Seine kleinen schwarzen Augen fraßen das Licht der Lampe. Langsam sog er an der Zigarre. Ueber seinem Tische hing eine Reproduktion der Dame im weißen Atlaskleide von Knopfh. Die Welle von Burne Jones und ein Crivelli hingen auch dort. Alle diese Reproduktionen waren farbig; sie waren unsymmetrisch auf ein farbiges Papier gespannt — die weiße Dame auf ein blaues — und hatten sehr schmale Rähmchen.

Grashupf kehrte zu seiner Lektüre zurück. Er las in einem alten jüdischen Buche.

„Ibn Gemirol lachte über die Engel seiner Väter. Er nannte sie Kräfte oder Gleichnisse der Kräfte und sagte von ihnen, daß sie kein Auge haben, um Gott zu schauen. Ibn Gemirol stand auf, wenn die Handwerker schlafen gingen. Er zündete zwei Kerzen an und saß über den Schriften. Er wurde nicht erleuchtet. Gott schlug Ibn Gemirol, der die Geheimnisse der Väter leugnete. Sein Sohn verlangte das Halsband aus Perlen, welches die Mutter niemals von sich legte. Er sagte zu dem Weibe: Als ich zum erstenmal hier weilte, warst du mein Weib. Meine Tafel ist nicht voll geschrieben. Ich bin gekommen, ihre Inschrift zu ergänzen'. Der Sohn Ibn Gemirols griff nach dem Schmuck. Die Perlen waren dreifach gereiht und der Sohn zerriß die erste Schnur. Ein zweites Mal griff er nach dem Schmuck und ein drittes Mal. Alle Perlen lagen in dem Schmutze des Bodens und das Weib Ibn Gemirols starb. Der Rabbi erschlug seinen Sohn mit dem Steine. Da traten die Aeltesten auf ihn zu. ‚Ibn Gemirol, der Engel des Herrn hat dich gezüchtigt. Glaubst du

ihn?' Ibn Gemirol schüttelte das Haupt. Die Aeltesten erschlugen ihn mit eben dem Steine, mit dem er seinen Sohn erschlagen."

Der Geselle lehnte sich zurück. Er überlegte, welches Geheimnis diese Erzählung symbolisch verbarg. Er war überzeugt, daß alle Personen und Namen nur Masken waren für Wesenheiten, die dem gewöhnlichen Auge unerkannt zu bleiben hätten, die aber jener begreifen müsse, welcher frei werden wolle.

Jesse kam zu dem Gesellen. Er setzte sich auf das harte Sofa, das außer dem Lichte der Lampe lag.

„Bist du klug geworden?"

„Ich begehre das nicht."

„Warum sitzest du dann über diesen dicken Bänden?"

Der Geselle hatte sich der Lampe zugekehrt. Nach einer Weile sagte er: „Ruhig zu werden."

Beide schwiegen. Jesse blickte in die Streifen, in denen der Rauch der Zigarren im Zimmer hing. Dann fragte er: „Warum sollen wir ruhig werden?"

„Willst du denn ewig auf dieser Erde wandeln?"

„Glaubst du wirklich, daß wir mit einem Tode nicht stürben?"

„Ich kann nicht zweifeln." Er reichte Jesse ein Buch. „Das ist von einem, der mit zweiundzwanzig Jahren sterben mußte — mußte, weil er aus den früheren Leben alle Buchstaben und Zeichen schon eingedrückt hatte. Er erschoß sich · er brauchte die Lösungen der Rätsel nicht mehr zu erfahren — er kannte sie schon. Er hatte sie schon erlebt."

Der andere blätterte in dem Buche. Endlich schüttelte er den Kopf.

„Immer die Bücher. Für alles hast du ein Buch. Heute leben die Bücher; die Menschen aber leben nicht. Freund, du glaubst nicht, wie mich das wehmütig macht. Wenigstens

heute. Andern mag das zum Problem werden — ich bin ein Schwächling."

Jesse stellte das Buch in den Kasten. Er lehnte sich an den kalten Kachelofen und starrte zu den Bildern, die über der Lampe hingen. Nach einer Pause begann er wieder.

„Du sagtest, du könntest nicht daran zweifeln, daß wir immer wieder geboren würden, bis wir geläutert wären. Ich bin mit dem Glauben zu Ende. Ich kann nicht mehr glauben. Nicht wir bestehn. Was bleibt, ist das große, das starke, das dicke Meer. Es schwingt nur durch uns in Wellen. Das Meer ist die Kunst und die Leidenschaft; die bleiben. Die Wellen sind wir; wir lösen uns auf. Warum ich gerade ein solches Bild beschreibe — das weiß ich nicht. Ich habe das Meer niemals gesehn; doch zu manchen Zeiten denke ich an nichts so häufig wie an das Meer. Mir hat einmal einer, der viel reist, von dem südlichen Frankreich erzählt. Von jenem, welches gegen den Ozean zu liegt. Das Bild verläßt mich nicht. Der Wanderer dort ist nur von Steinen umgeben. Aber in der Luft hört er einen Rauschen, als flögen Geier. Unablässig, nach Beute gierig und der Beute sicher. Der Vogel indes, der so spricht, ist der Ozean, welcher in der Ferne gegen die Küste schlägt und weit ins Land hinein gehört wird. Zehntausende von Jahren, Ewigkeiten her sind die Wasser und heulen. Sie sind scharf. Sie stellen sich vor den Felsen auf, sie heben die Arme hoch hinauf und werfen ihre Axt auf den Stein. Immer wieder und in immer wieder neuen Wellen. Der Stein stirbt; die Welle stirbt — alles wird enden. Nur eines bleibt: das Wasser. Es ist formlos. Es ist das Meer."

„Und wer bildet die Wellen?"

„Der Wind; das Rätsel, das keiner begriffen hat. Er wälzt die Wellen. Vorwärts und rückwärts, rechts und links.

Wirbel — zeitlich, denn sie haben Anfang und Ende — das sind wir."

„Woher aber haben wir das Wort von der Ewigkeit?"

„Von den Winden. Die Menschen haben sie niemals gesehen."

Grashupf stand auf. Wieder holte er ein Buch aus dem Schrank. Er las:

„Ein indischer König grübelte nach der Ewigkeit. Er forderte Befriedigung von seinen Weisen. —

„Da der König unablässig war, befahl ihm der Weise, den Kopf in das gefüllte Wasserbecken zu tauchen.

„Der König gehorchte. Er stieß dabei die kristallene Flasche um, die neben dem Becken stand. Das Wasser schoß zuerst aus ihr hervor und dann gurgelte es immer langsamer und regelmäßiger.

„Auf einmal drang der Ruf des Feindes an das Ohr des Königs. Seine Zweifel und Begierden fielen von ihm. Er sammelte den Heerbann. In diesem ritt an seiner Seite Omar; jener seiner Söhne, den er am heftigsten liebte. Er ritt auf einem rötlichen Schimmel und seine gelben Locken umzausten rote Schleier.

„Das Gespenst der Schlachten liebte Omar. Es küßte seine Stirne; sein Blick brach und er verließ das Gefolge seines Vaters und ritt fortan in jenem des Würgers.

„Der König aber gedachte der Jahre, in denen er Omar geliebt.

„Es fielen auch die übrigen Söhne des Königs; nur er blieb am Leben.

„Sein Sinn wurde hart. Er mußte die Jahre mit Blut kitten, denn der Gegner trieb immer neue Scharen ins Feld.

„Endlich zwang der König den Sieg.

„Sein Haar war weiß geworden.

„Aber als er sich zur Ruhe setzen wollte, waren kluge Fremdlinge von verbleichter Farbe und freundlicher Zunge

ins Reich gekommen, welche die Zwietracht säten. Der Alte wurde vom Thron gestoßen und in die Wildnis mit seinen Gefährten getrieben.

„Diese jedoch waren müde Wanderer. Sie stolperten über die Wurzeln in den Wäldern; der Tau des Morgens fraß in ihre Knochen. Sie sanken hin und ihr Herr mußte ihnen allen die Erde ins Grab werfen.

„Er blieb und bedachte den Wechsel.

„Das Silber seines Bartes mischte sich mit dem Grau des Staubes. Er kauerte als Bettler vor der Höhle. In seinen Haaren hatte der blaugefiederte Vogel, der die Jahrhunderte kündet, sein Nest gebaut und es wieder verlassen.

„Eines Tages sann der Greis, während die Sonne ihren Leib in den Wellen des Flusses kühlte, der vor der Höhle war. Der Alte maß das Blut der Schlachten, die er gekämpft. Er gedachte seiner Söhne. Sie sahen auf ihn und unter dem Druck ihres Blickes rannen die Bilder in einen Punkt zusammen, der sich rundete und wölbte und den Schädel des Einsamen zu sprengen drohte. Die Last wich und die Kugel erwarb die Durchsichtigkeit und den Glanz eines Kristalls. Im Greis huschte wie ein abgerissenes Lächeln die Erinnerung an die Flasche auf, die er umgeworfen hatte, als ihm das Glück zu müßigen Wünschen Raum gelassen. Er hörte wieder die Tropfen fallen. Einen nach dem andern. Langsam — tuck — tuck. In ihrem Takte reihte er die Perlen der Schnur, die seine verrunzelten Hände hielten. Indes die Dingerchen klopften und klopften. Ihre Musik war eintönig wie der Schmerz über Unveränderliches. Der Greis schlief ein; das gleichmäßige Geräusch führte ihn in die letzte Stille. — —

„Da erwachte der König. Er hörte im Hofe Omars Horn, des Goldhaarigen. Er sah um sich und er sah das Wasserbecken und er sah die Flasche aus Kristall, aus der eben der letzte Tropfen sprang.

„Der Weise aber hatte seinen Hof verlassen."

Als der Geselle das Buch wieder in den Schrank stellte, meinte Jesse: „Diese Fabel kann so gedeutet werden, daß nichts wird, sondern alles gleichzeitig ist. Daß die Bezeichnungen Vergangenheit und Zukunft nur Ausfluß unserer Bequemlichkeit sind."

„Und wann wolltest du alsdann deine Tat setzen, die du stets begehrst?"

„Ich habe die Fabel ja nicht gelesen. Uebrigens spricht sie von der Ewigkeit nicht."

„Doch. Nur wird der König der Ewigkeit nicht während seines Erlebnisses inne, sondern danach."

*

Kurt Hemse hatte einen Händler gefunden, der ihm für die Ausstellung seiner Arbeiten ein Zimmer überließ.

Jesse konnte sich nur schwer zum Besuch der Ausstellung entschließen. Sein Zögern war ihm peinlich, aber er begriff es wohl. Zwischen ihn und Kurt war die Scham getreten. Sie hatten sich immer seltener gesehen. Jesse erfuhr von ihm nur durch den Gesellen, den er mit ihm bekannt gemacht hatte.

Mühsam suchte er sich in der Erinnerung Kurt gegenüber zurechtzufinden. Er konnte sich nicht klar werden, wieviel von seiner Neigung und Teilnahme aus bloßer revolutionärer Freude am Neuen geboren gewesen.

Grashupf brachte Jesse Kritiken über die Ausstellung. In der einen Zeitung waren die Bilder Dokumente eines brutalen Pfuschertums, in der anderen Spielereien eines enfant terrible genannt, das den Weg zur Anständigkeit verfehle.

Schließlich holte Grashupf seinen Gefährten zum Besuch der Ausstellung ab. In dieser wich von Jesse die Weichheit und die Unentschlossenheit des Urteils mit einer Plötzlichkeit, daß er staunte. Er erinnerte sich, nur ein einziges

Mal so klar gesehen zu haben. Es war in einer Nacht, die er bis in ihre Mitte müde im Schreibsessel, zwischen wachem Schlaf und verschlummertem Wachen, verbracht hatte. Da störte ihn der Sprung einer Saite im Klavier auf. Und nun sah er jede Einzelheit im Zimmer und jede Einzelheit stand still mit der Absicht der Bewegungslosigkeit und lebte darum.

Auf einmal bemerkte Grashupf, daß sein Freund heftig zitterte. Dieser lehnte sich gegen einen Sessel und schloß die Augen.

„Was hast du?"

Jesse hatte sich schon erholt.

„Nichts. Eine Dummheit. Ich muß einen verdorbenen Magen haben und an Kongestionen leiden." Er setzte sich und fuhr nach einer Pause fort. „Kannst du dir einen Boden vorstellen, der kein Ende hat? Vor dir nicht, hinter dir nicht — nirgends ist ein Horizont. Und auf ihm stehst du allein. Und in dem Zwielicht siehst du einen schwarzen Klumpen auf deiner Hand. Groß wie eine kleine Pflaume. Und da du näher hinschaust, ist's ein menschliches Auge. Schwarz, grundlos, uferlos. Du siehst hinein und du siehst kein Ende. Und dann blickst du daneben und erkennst wieder den kleinen, feuchten Klumpen, der dir die Hand kalt macht. Dieses Bild habe ich mir vorhin eingebildet. Nein, ich hab's klar und deutlich gesehen."

Grashupf antwortete nicht und Jesse fing von neuem an.

„Ich weiß nicht, ob du mich verstehst? Es ist leicht von abgeschnittenen Köpfen und Händen und Gliedern zu reden, aber blick sie einmal an. Der abgetrennte Teil des Menschen ist selbst ein Mensch — mit Frage und Antwort. Er frägt, wozu du nach ihm blickst, denn er kann nicht sterben, solange du ihn erkennst, und er antwortet dir, daß alle seine Erkenntnis umsonst ist, weil du nur lebst durch ihn, den Teil." —

Die beiden begegneten in den Zimmern einem Dichter, welchen sie kannten.

Sie besahen zusammen Illustrationen, welche Kurt Hemse für das Werk eines dänischen Schriftstellers geschaffen hatte. Unter allen fiel eine Zeichnung hervor, in der ein roter Mann mit ungeheuerlich plumpem wuchtigen Rumpf und Arm und Kopf sich gegen einen auf die Hintertatzen erhobenen Jaguar verteidigte.

Der Dichter sagte: „Es ist bewundernswert, wie Hemse die Sehwerte dort verdichtet, ungeklügelt verdichtet, wohin er die Augen des Betrachters führen will. Das ganze Bild ist ein Niederhauen auf die Katze."

„Schauen Sie nur, wie sich im Hintergrunde ein grüner Baum an den andern reiht. Keiner zieht das Interesse besonders auf sich; aber keiner dürfte gestrichen werden. Jeder ist ein Teil des Raumes. Alles ist Raum, nur Raum."

„Allerdings, das ist auch seine Schwäche als Illustrator. Er hat die Kraft, aber er hat nicht die Stimmung. Der Illustrator muß sich anpassen; er darf die Dichtung nicht kurz und klein schlagen."

Grashupf erwiderte dem Dichter.

„Die Richtigkeit Ihres Urteils hängt davon ab, ob der Schriftsteller oder der Künstler gewertet wird. Streiten wir nicht darüber. Mir ist es gleichgültig, wie sich Hemse zu einem Zweiten stellt. Er deutet jede Erscheinung als Organismus, als selbständige Lebendigkeit, und jeden Organismus als Teil der Einheit. Das genügt mir."

„Glauben Sie, daß er sich dieser Dinge bewußt ist?"

„Er darf es nicht sein. Sie sagten selbst, er klügle nicht. Wie kann ein Wissender stets frisch schöpfen?"

Als der Geselle so gesprochen hatte, heftete Jesse lange den Blick auf ihn. Dann fragte er ihn ziemlich langsam und leise — „wie meinst du das?"

„Die Erkenntnis des Selbst ist immer nachträglich. Der

Künstler, der sich die Gründe aufgedeckt hat, woraus sein Werk geflossen, bleibt unfruchtbar, solange er in den gleichen Gründen weilt."

Der Dichter pfiff leise vor sich hin. Dann wandte er sich zu Grashupf.

„Und wenn Sie oder ich oder irgend einer Hemse das auseinandersetzen, was Sie den Grund seines Schaffens heißen — was dann?"

„Dann wird er entweder auf uns hören und in der Zukunft schweigen oder er wird gegen uns taub sein und weiter reden."

„So liegt vor dem Künstler stets der Zufall."

„Nein, die Idee."

„Was aber ist die?"

„Im allgemeinen, der Ring aus Messing, den die Philosophen durch die Nasen ihrer Mitmenschen ziehen wollen, — im besonderen Falle: die Blindekuhspielbinde." Das hatte Jesse gesprochen. Worauf sie schweigend weitergingen.

Im zweiten Zimmer stand eine Gipsplastik. Sie hatte die Lippen aufs äußerste nach oben und unten gebogen. Der Haut fehlte jede Glätte; sie war voll roter, gelber und brauner Adern, Runzeln und Tüpfelchen, die gegeneinander kreischten. Der Dichter blieb davor stehen.

„Kribbelt es einem schon vor den Bildern in den Fingerspitzen, so ist die da ganz auf die Erregung des Tastsinnes gemacht."

Nach einer Weile fuhr er fort. „Es gehört Mut dazu, eine solche Stimmung den andern zu zeigen."

Jesse erzählte von der Entstehung der Büste.

„Sie hat lange sein Hirn gestockt, wenn sie auch rasch materialisiert wurde. Sie ist der Niederschlag japanischer Eindrücke. Hemse sieht hinter dem Hauch der japanischen Landschaft immer nur einen grausigen Leib. Schon vor Jahren hat er mit zwei kleinen japanischen Tonfigürchen

gespielt, die er irgendwo billig erstanden. Und er tut's heute noch. Die eine Figur hat keinen Kopf. Ihm macht das nichts. Stundenlang setzt er die Puppen zurecht und rückt an den wackligen Händen herum. Doch immer wieder schaut er auf ihre Farben. Ich kann nicht beschreiben, wie wild die sind. Rot wie verschmiertes Blut, grün wie die gestrichenen Jalousien, gelb wie Zitronen. Indes" — Jesse deutete auf die Plastik — „er hat sie zu früh aus sich gepreßt. Die Japaner haben überall die Komik, wenn auch eine kalte Komik; er hat nur das einsame Entsetzen."

Alle drei hingen Gedanken nach. Endlich sagte der Dichter — „ich begreife nicht, wie er den Fujiduft verwerfen konnte." Er zitierte ein ganz kleines japanisches Gedicht von einem Schmetterling, dessen Flügel wie weißes Porzellan mit blauen Rändern waren und der auf einer gelben Blume saß.

Jesse bemerkte ihm darauf: „Ich begreife das wohl. Der Künstler hat eine Seite, der Dilettant hat viele Seiten."

Der Dichter und Grashupf verabschiedeten sich von Jesse.

Dieser ging zu einem Porträt, von dem er wußte, daß es Kurt als Zielarbeit betrachtete. Der Kopf war voll Farbe; unter ihm war eine ungeschlachte Hand verwischt gemalt. Um den Kopf schwamm ein Lichtkreis, der nicht von der Sonne oder irgend einer Beleuchtung herrühren konnte, sondern eher der Hülle eines Sternes glich. Die Augen waren übergroß und ihr Blau war ebenso übertrieben wie das Rot der etwas beiseite geschobenen Lippen.

Jesse erinnerte sich der Oktaven von Witzen, die gerade dieses Bildnis ausgelöst hatte. Er verstand das nicht. Ihm schien der Pappendeckel mit Rührung bemalt worden zu sein und er konnte ihn nur mit Rührung betrachten. Das Bild war ein einziger Schrei. Jesse aber wußte nicht, ob in ihm der Maler oder ob das Modell nach Erlösung zitterte.

*

Kurt Hemse stand am Fenster seiner Kammer. Die war in fünften Stock, unmittelbar unter dem Dache gelegen, und man konnte vom Fenster weit über die andern Häuser blicken. Hemse schaute zu, wie das Mondlicht den Rand der Feuermauer, welche den Hof unter ihm begrenzte, grau bepulverte und wie das Mondlicht weiter hinaus, über der Stadt, unterlag gegen den rötlichen Schein der Gaslaternen und gegen die heftigen hellen Flecke der Bogenlampen. Lang sah er hinaus. Die Strahlen erreichten schon das kleine Fenster in der Feuermauer, auf dessen Brett ein Blumentopf stand. Er hatte jetzt Blätter wie aus grauem Blech geschnitten.

Hemse wandte sich gegen das Zimmer. Er zündete die Kerze an und leuchtete die Wände entlang. An ihnen hingen Skizzen und ausgeführte Bilder. Hemses Blick glitt gleichgültig darüber hin; er fühlte sich nicht als ihr Schöpfer. Er stellte die Kerze auf die Staffelei und setzte sich auf den Stuhl, der dem Fenster gegenüber am andern Ende des langen Zimmers stand. Das Licht warf von der Staffelei einen Schatten, welcher breit und verzerrt über die weiße schiefe Wand hinlief, die zugleich die Decke der Kammer war. —

Am selben Abend saß Grashupf an seinem Schreibtisch. Er hatte die Lampe so gerückt, daß der Mantel auf dem Bilde von Knopfh sich wie eine Gespensterhand aus der Dämmerung herausstreckte. Vor ihm lag ein dickes Buch, in Leder gebunden. Eine Ausgabe parazelsischer Schriften aus dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts. Der Geselle hatte den Band aufgeschlagen und strich mit der flachen Hand über die Seiten. —

Hemse war aufgesprungen. Er ging mit langen Schritten in dem Gang auf und nieder, den seine Kammer bildete. Die schiefe Fläche störte ihn wie kaum je zuvor. Seine Knochen stießen sich wund an ihr. Er schaute gequält

in die spitzen Winkel, die sie mit dem Boden und der andern Wand einschloß. Nach einer Weile hielt er in seiner Wanderung inne, ergriff die Kerze und trat vor den Spiegel. Seine Stirnhaare waren verwirrt, er schob sie zurück. Und während er immer wieder seine Fingernägel durch sie zog, überlegte er den Zweck seiner gewonnenen Freiheit. Er dachte für einen Augenblick an sein Weib; ob sie noch soupiere oder ob sie schon im Bette liege. Seine Hand preßte den tönernen Leuchter so, daß dieser zerbrach. Das Geräusch weckte Hemse auf. Er machte ein paar hastige Schritte zur Staffelei und tropfte auf ihr die Kerze fest. Dann ging er neuerlich in der Kammer auf und ab.

Der Geselle las. Wenn ihm eine Stelle besonders gefiel oder nachdenkenswert erschien, legte er seine Zigarre sorgfältig auf den Aschenbecher, der wie eine Vase aussah und in dem Wasser war, und las die Sätze noch einmal mit lauter Stimme durch.

Er las: „Durch den Glauben mit der Imagination vermag der Mensch das Unglaubliche, und ist das Gebot mit dem Glauben verbunden, so hat der magische Geist in uns einen überirdischen Wirkungskreis." —

Wenn Hemse am Ende des Zimmers angelangt war, zischte in ihm stets von neuem die Begier auf, zur Seite zu schreiten. Es schrie in ihm nach Raum. Und manchmal geschah es, daß seine Hände sich gegen die schiefe Wand preßten und seine Finger gegen deren Verputz krallten, als könnten sie das Dach vor sich hin schieben. Weit hinaus. So weit, als er wollte. —

Grashupf las: „Dein Geist kann ohne des Leibes Hilfe, inbrünstiges Wollen allein und ohne ein Schwert einen anderen stechen oder verwunden. Also auch den Geist deines Widersachers in ein Bild bringen und ihn dann krümmen. Lange, nach deinem Gefallen." —

Hemse arbeitete am Fenster herum. Er hatte aus seiner

gelben Kravatte eine Schlinge gebunden. Mit beiden Händen zog er sich an ihr hinauf und untersuchte, ob das Gewebe fest genug sei und ob das Fensterkreuz nicht breche. —

Grashupf las: „Es ist ein großes Ding um des Menschen Gemüt, daß es niemandem möglich ist, es auszusprechen."

Hemse hatte den Kopf durch die Schlinge gesteckt. Er sah auf die Kerze und dachte nach, ob sie, niedergebrannt, die Staffelei und die Kammer und das Haus in Brand stecken könnte. Dann lachte er und stieß den Sessel unter seinen Füßen weg. —

Grashupf las: „Die Imagination wird bekräftigt und vollendet durch den Glauben, daß es wahrhaftig geschehe. Der Zweifel bricht das Werk." —

Er hatte die Zigarre ausgeraucht und trat ans Fenster. Es war offen und die Luft griff herein und legte sich um seinen Hals weich wie die Arme der Frauen sein mußten, von denen er in den keltischen Sagen gelesen. Die Mauern der Häuser atmeten das Licht des Mondes voll ein und ruhig aus. Der Schlag einer Uhr weckte Grashupf auf. Er horchte. Es war eine Dreiviertelstunde. Als er sich wieder gegen den Tisch kehrte, bemerkte er, daß das Oel der Lampe zur Neige ging. Sie zog immer engere Kreise. Das grüne Tuch des Tisches sah blauschwarz aus und die weiße Einfassung des Bildes über dem Tische glich einem schwebenden Nimbus. —

Nach dieser Nacht legte sich ein Morgen über die Stadt, der rein wie selten einer war. Er hatte den Duft der Narzisse, die im Frühling blüht.

Theodor Däubler / Sang an Parma

Das weite Land besinnt sich heißer Hügel!
Die Höhen drücken Herbstgewitter an die Brust;
Auf einmal hat der Braus davongemußt:
Die Blitze leuchten mit wie nachgezischte Zügel.
Wie weich sind der Gebirge fürchterliche Hüllen:
Befreite Weiblichkeit ist über alles Land verhängt!
Die höchste Silberlöwin fängt schon an zu brüllen,
Mit Funkeln wird der Tag über den Strom gedrängt!
Die Stadt verblaut: die Berge fliegen lichterloh,
Die größte Wolkenschnecke bringt den wahren Sturm heran,
Doch kriecht er nicht hervor, obschon er oft zu drohn begann,
Er fordert bloß mit Donner Ueberfuhr am Po.
Die Orte merken kaum die Götterfahrt zu ihren Häupten:
Seitdem die Taube kam, versteht man keine andern Tiere!
Ob einst die weißen Flügelschläge Geister tief betäubten?
Denn jeden Bauern bangt, daß er das Neue Reich verliere!
Gebirge wurden oft lebendig: Und von einem Volk erstiegen!
Da sah man auch Gespenster um die alte Urerkenntnis fliegen:
Der Krieg begann! Das Wissen hat so manches Dorf
verschlungen,
Auf einmal aber sind die Glocken wundervoll erklungen.
Es hat die Landschaft über sich das Wettern nicht ertragen,
Die Klarheit kam von unten, als der Felder Frohsinn reifte,
Das blaue Weingeheimnis lächelnd seine Beeren streifte:
So ward ein böser Einbruch durch den Wunsch auf Ruhe
abgeschlagen.
Die vollen Aehren wollen reichbetrefft die Sonne loben,
Der schwere Ernst die Welt zu nähren hat sie voll erhoben:
Die ganze Gegend schweigt, bevor der Abend sich entschleiert
Und kühl auf alten Schlachtfeldern den weiten Frieden feiert.
In seidenen Gewändern wird ein Sieg herniedersteigen
Und rings dem Flachland seine epische Vollendung zeigen:

Ihr Stürme weicht zurück: Schon ist die Erde auferstanden!
Propheten werden fort und fort, doch schon zu spät geboren:
Ihr Geister alter Nacht, versucht nicht hier zu landen,
Nun sind die Berge tot, Ihr sprecht zu keinen Felsenohren!
Die Rebenhügel haben sich mit weichem Dunst gekrönt,
Hat doch das Wunder sich schon früh mit der Gestalt versöhnt.

* * *

Ein edles Haus hat eine große Stadt geschaffen!
Wie laut das Schloß von Volksgetümmel widerhallt!
Die sieben Höfe, deren Bogentore klaffen,
Sind die Theater Roms in eckiger Gestalt.
So richtet Parmas Burg nach unten ihre Waffen,
Solang ein Erzgeschlecht durch hohe Säle wallt.
Farnese, herrliche Familie über Vesten,
Dein starker Schutz gewann und steigerte die Besten.

Im Prunkgeschoße steht ein prächtiges Theater,
Aus edlem Holz gefügt, mit Stoffen überspannt:
Da thront der Fürst und neben ihm die Kronberater,
Der hohe Adel schmückt die rundgebaute Wand.
Die Decke schwingt empor: Ihr Klang ist delikater!
Den Seidenvorhang zierte zart Correggios Hand.
Der Dichter soll zuerst der Gäste Mut entfachen,
Dann bringt ein derber Narrenscherz das Haus zum Lachen.

Der Fluß und Wälle schützen weit den Fürstengarten:
Der Herr ist fort, vielleicht zu kühner Ruhmestat.
Vergnügte Faune scheinen Pärchen zu erwarten,
Die Plauderstunde um die Plätscherbrunnen naht.
Die Statuen fangen an, sich goldgrün zu bebarten,
Und alte Bäume raunen ihren weisen Rat.
Doch plötzlich hörst du Seide auf dem Moose knittern,
Im Beete unter Schmetterlingen Küsse zittern.

Am Markte prangen Bauten mit gewölbten Lauben,
Gemüse, Veilchen findet man das ganze Jahr.
Die Bauern bringen schon des Herbstes blaue Trauben,
Und Frauen bieten zuckersüße Feigen dar.
Auf Ziegeltürmen nisten dunkelbunte Tauben,
Und aus der Menge glänzt ein schlichter Bildaltar.
Die Ebene hat einen festen Brauch geboren,
Gewohnheiten erscheinen unter Parmas Toren.

Die Taufkapelle ist nach außen abgeschlossen!
Sie ragt als größte Wirklichkeit in unsre Welt.
Das alte Wissen ist in diesen Bau geflossen:
Er wurde auf das einzige Gesetz gestellt.
Aus Zufall hat sich Licht in diesen Raum ergossen,
In seiner wahren Freiheit wird er nie erhellt:
Die Träume und die Zwecke mögen draußen lauern,
Das klare Denkmal wird die Menschen überdauern.

Johanniskirche, Deine Kuppelwunder trage
Mit unsrer Sonne in ein andres Sternenbild,
Denn Dein Apostel sah die Nacht für Neue Tage,
Geburtenkündend, übermännlich, dennoch mild!
Da ward er selber eine unerhörte Frage,
Zur ewgen Wanderung durchs eigne Ich gewillt —
Der Herr, der sich auf fremden Bahnen offenbarte,
War auch in Ihm: Ein guter Gott im alten Barte.

Der Dom ist goldiggut wie eine reife Ernte,
Das Schiff in Tropfsteinfarben vornehm ausgebaut.
Die Kuppel blaut, als ob ihr Dasein sich entfernte,
Schon ist ihr Wesen mit den Himmeln zart vertraut.
Uns wird, als ob das Weib erhoben frei ersternte:
Ein schweres Jahr entschwebt, vollendet überblaut.
Die Sonne warf ihr Seidenlicht auf weite Hügel,
Der Mensch wob unbewußt im Schweiß der Erde Flügel.

Auf hellen Maulbeerfluren weben stille Wesen
Der reichen Erntepracht ihr Himmelfahrtgewand.
Zum Sinnbild hat die Sonne Seide sich erlesen:
Der Morgen spinnt sie lieblich durchs erwachte Land.
Die Keuschheit und ihr Seidenkleid sind schon gewesen,
Bevor ein Weiser ihre Wirklichkeit erfand.
Nun strömt sie nieder als ein voller Erntesegen,
Wo Hände sich zur himmlischen Vollendung regen.

* * *

Dir, Parma, Dank für Deine warmen Anmuttage!
Auf alle Höhen hast Du Schleier sanft gesetzt
Und doch die Eigenschaft von keinem Strauch verletzt:
Hält über Dir die Schönheit ihre ernste Wage?
Correggios Traum ist Stadt und Land, ist Gott geworden:
Berührt ihn nicht! Ihr würdet irdische Vollendung morden.
Den Abenden entnahm er seine roten Seiden
Und gab dem Herrn am Mittag überwundne Leiden.
Der Morgen überließ ihm zarte Silbersträhne,
Den Glanz mit dem er sanft den hohen Mond umblaut;
Der Künstler sah den letzten Stern als eine Träne
Und hat die Himmelskönigin damit betaut.
Des Herbstes überweltlich klare Bergestage
Erscheinen von Correggios Sommern frei umstaunt.
Die Machtgestalten überwinden ihre Sage
Und werden schon von neuen Fügungen umraunt.
Der winterlichen Mondscheinnächte Perlenkette
Durchflimmert der Patrizierinnen Lockentracht,
Der großen Sonnenuntergänge Purpurpracht
Verbauscht den Freudenrausch in einem Fürstenbette.
Die Farben überraschen kühn die Flucht vom Traume,
Den Einfall schmiegen sie um seinen Wunsch zu leben:
Auf einmal darf er seiner Einfalt sich ergeben:
Er wird! Nun jubelt alle Kindlichkeit im Raume.

Lebensform und Dichtungsform / von Otto Stoessl

Die Dichtung, worin sich das äußere und innere Leben der Menschen als in einer geistigen Zusammenfassung wiederfindet, entspricht in ihren Grundformen dem Aufbau des Daseins selbst. Sie ist gleichsam ein Reflex der menschlichen Gebilde, durch deren bedeutende Erscheinung hervorgerufen, von einem erregbaren Geiste aus einem unwillkürlichen Empfängnisvorgang zu einem bewußten Schöpfungsakt umgewertet. Sie gibt immer eine individuelle Antwort auf ringsum wirkende Anreize. Die Welt als gemeinsame Erscheinung geht durch ein persönliches, einziges Wesen — den Dichter— sinnlich, doch vergeistigt hindurch und wird als Antwort sich selbst erneut und geordnet zurückerstattet. Wie aber das Auge nur einen begrenzten Teil der Außenwelt als Bild erfaßt, so empfängt auch der schöpferische Geist immer nur von einem begrenzten Teil der unermeßlichen äußeren Welt ihren, seinen bestimmenden Gesamteindruck. Der Einzelwille schaltet das Ungemäße schon bei der Aufnahme aus, zieht das Ansprechende heran. Die schließliche Antwort: das dichterische Werk, enthält alle nach persönlicher Notwendigkeit und Willkür geordneten Eindrücke in einer persönlichen Aussage, deren Form selbst wieder den objektiven Inhalt subjektiv herausstellt. So wird der Stoff erst bei der unmittelbaren Aufnahme, dann bei der Wiedergabe, gleichsam zweifach geläutert.

Die Notwendigkeit der Aufnahme wird durch die notwendige Begrenzung des Aufnehmenden, das Schicksal der Aussage durch deren geheimnisvolle Willkür begründet. Diese zwiefachen Bindungen bedeuten ebensoviele Freiheiten, wie denn der wahrhafte Geist jede Notwendigkeit zur Freiheit steigert. Das Erhabene der ineinanderwirkenden Bedingtheiten liegt darin, daß durch solche Ausschaltung und

Einschränkung das endgültige Bild nicht verkleinert, sondern erweitert wird. In der engsten Form und dem scheinbar geringsten Gegenstande bleibt doch immer das Ganze der Welt beschlossen, erkannt, erneut. Ja dieses Ganze besteht ohne schöpferische Wiedergabe überhaupt nur als unfaßbares Chaos und wird erst durch die eingrenzende Formung zum Ganzen, ein Nebelschleier verdichtet sich — der Name des „Dichters" bezeichnet sein Tun — zum Sterne, schwebende Schatten werden Gestalten, die vorüberbegleitende Menge wird zur Menschheit, Ereignisse werden Schicksale, Begebenheiten und Gefühle entwachsen Gesetzen. Dichtung gibt Einheit aus Fülle.

Man erkennt, daß in gewissem Sinne stets Form auf Form antwortet, und daß dem Gegebenen immer der verwandte Geist bereit ist, den es erfüllt, und der es, eine wunderbare Kelter, empfängt und zurückgibt.

Den drei Urformen der Poesie: Lyrik, Drama, Epos entsprechen drei wesentliche menschliche Zustände und Eindrucksgebiete. Das Ich, der Einzelne in seiner Sonderung, Standfestigkeit und kosmischen Selbstsicherheit, die Familie als erste Verbindung sowohl gegensätzlicher als verwandter Elemente zu einer Frucht, die, platzend, neue Samen zu neuen Gesellungen ausschüttet, schließlich die Gemeinde, der Stamm, die Nation, der Staat, oder wie immer man die höhere Zusammenfassung von Menschengruppen zu schicksalhaften Gebilden abgrenzen will. Diesen drei Urprinzipien der erdbewohnenden Menschheit gibt der zugehörige schaffende Geist als Antwort ihr Bild und Gleichnis zurück.

In der Dichtung wird aus der Lebensform die poetische ausgereift, und jede enthält auf ihre Weise, in ihrer Sprache und mit ihren Darstellungsmitteln das Ganze der Welt, so wie diese im einzelnen Menschen, in der Familie und im Staate durchaus enthalten ist.

Zuerst und zuletzt steht immer der Einzelne, der schick-

salhafte Mensch, als gebundener Teil, als wirkende Einheit, bestimmt und bestimmend. Gefühl und Vernunft antworten aus ihm dem brausenden Ungefähr ringsum. Das ist das Lied: ein Echo der Stimmen, ein Widerschein des Lichtes. Die Sprache wird das einzige Maß der Dinge, sie behält die Instinktnatur einer unwillkürlich dem Eindrucke entgegengestreckten, wehrenden, flehenden oder preisenden Gebärde. Aber die unentrinnbare Gemeinschaft des menschlichen Lebens gewinnt in dieser Aussage eine einzige Veredelung zur Besonderheit. Die lyrische Form wehrt alle Gemeinschaft ab, indem sie ihr unterliegt, sie gibt sich ihr so mächtig hin, daß das Gemeinsame gleichsam in der Umarmung erdrückt wird. Das lyrische Gedicht als gewaltiges Lautwerden von menschlichen Urgefühlen behält in dem stöhnenden Zwang seiner Fassung, deren Rhythmus die Notwendigkeit des gehenden Pulses hat, die erste und letzte, tiefste Vereinzelung des Menschen. Seine äußerste Einsamkeit redet sozusagen von den Grenzen der Welt her zu dem Meere von Einsamkeit ringsum. Es ist die unbedingteste, zügelloseste Freiheit im Zwang dieser Aussage, bis auf den Klang und Rhythmus wird alles Aeußere, Materielle durchaus verinnerlicht. Nur daß das Gedicht auf dem Weg über Drang und Leidenschaft seinen Inhalt völlig vergeistigt, macht es zu einer Weisheit, deren Organ, um mich des Ausdruckes eines vornehmen Autors zu bedienen, im Herzen wohnt. Gelegentlich nähert sich diese Weisheit bis auf Rufweite der Erkenntnis des Denkers selbst. An jener Quelle der Unterwelt, wo die Schatten, vom Blute trinkend, Leben gewinnen, trifft das Gedicht mit der Philosophie zusammen, welche, vom Blute trinkend, wiederum der Poesie ähnlich wird. Ueberhaupt enthält die Lyrik, wie ihr Lebensvorbild, das Individuum alle Schicksale der Menschheit, alle Möglichkeiten und Schicksale der Dichtung als in einem Keime. Denn aus dem Gedichte,

aus dem Wortgesange des bewegten, einsamen Gemütes haben sich alle anderen Formen entwickelt, wie aus dem Einzelnen alle Gesellschaften.

Die zweite Organisationsform findet im Drama ihr Gleichnis. Dieses vereinigt wie die Familie, eigentümliche und notwendig verschwisterte Gegensätze. Sein Inhalt: die endgültige Austragung der einander bedingenden und darum einander mit der Stärke chemischer Wahlverwandtschaften suchenden, naturgegebenen Konflikte, wird mit der Unmittelbarkeit direkter Aussage und Gegenrede der verstrickten Charaktere herausgestellt. Dieses leibhaftige Gegenübertreten der Einzelnen, deren jeder sein Ich in Worten durchführt, die den feindlichen Individuen das ihrige entlocken und aus dem wirkenden Zwiegespräch Tat, Schicksal, neue Vereinzelung und neue Verbrüderung erzeugen, vergegenwärtigt den poetischen Ursprung aus der lyrischen Aeußerung des Individuums. So trägt ja die Familie auch ihre höchstpersönliche Entstehung aus gegensätzlichen und verwandten Einzelheiten an der Stirne geschrieben. Sie wird erschaffen, um in kämpfender Fruchtbarkeit neue Menschen hervorzubringen. Diese Vereinigung wird nur um der Loslösungen willen bewirkt. Das ist der vornehmliche Gegenstand des Dramas. Wenn man seine wesentlichen und in ewiger Wiederkehr abgewandelten, sozusagen exegetisch durchgebildeten Stoffe beobachtet, wird man unschwer ihren familienhaften Grundzug erkennen. Historische und politische Fragen spielen nur begleitend mit und treten in den engeren Kreis einer sippenhaften Gesellschaft, wie denn die Geschichte selbst menschliche Geschicke und Bewegungen in einem begrenzten Felde sinnfällig macht, als ob sie Taten und Erlebnisse einer einzigen schöpferischen Person oder kleiner Organisationen wären. Eigentümlich ist dem Drama wie der Familie auch vor allem die Restlosigkeit der Austragung aller Gegensätze. In dieser Organisationsform macht

die Natur sozusagen immer für die Zukunft reinen Tisch.

Nun ist aber auf der weiten Erde bei dem endlosen Krieg aller gegen alle nicht bloß die tragische Vernichtung, vielmehr ein schließlich duldsames und notwendiges Nebeneinander zu Hause. Ueber der Vereinigung, Ablösung und Erneuerung der Einzelnen in der Familie mit ihrer dramatischen Folgerichtigkeit steht die fruchtbare epische Läßlichkeit der Gesamtheit. Die Natur produziert in Fülle und überantwortet ihre Geschöpfe dem Ungefähr. Das Gerettete und Lebensfähige schließt sich zusammen ohne genaue Prüfung der Lebenswürdigkeit. So entstehen übergeordnete Verbände und Gemeinschaften, erst als Notdach, welches dem Menschen gegen den Menschen Schutz verleiht, dann als schöpferisch ausgestalteter Bau, der Zusammengehörigen eine gewisse Würde und sinnvolle Eintracht der Existenz gewährt. Was einer großen Zahl von Menschen an wesentlichen Instinkten, Anlagen, Kräften gemeinsam ist, überwindet ihr Widersprechendes, sie lernen einer höheren Ordnung dienen, um der eigenen Natur sicherer, schöner leben zu können. Ein geheimes Zusammengehörigkeitsgefühl siegt über die Vereinzelung. Das Bewußtsein der Menschheit erwacht im Menschen. Der Staat ist seine Schöpfung, das Epos sein dichterischer Ausdruck.

Hier spricht der Einzelne nicht mehr direkt, sondern das Ganze redet aus dem Einzelnen, auch wenn er von ihm redet. Mag der epische Stoff ein besonderes Schicksal, Entwicklung eines Helden, Ereignisse einer Familie oder eines begrenzten Personenkreises behandeln, das allgemeine Nebeneinander, die großartige Einwirkung der ganzen Umwelt auf die Zustände der beobachteten Menschen, eine politische Natur waltet immer vor. Was geschieht und berichtet wird, bleibt auf die zeitliche Form der bestimmenden Gesamtheit bezogen. Der dargestellte Inhalt erscheint als Gleichnis einer gegebenen, umfassenden Organisation. So

erzählt jede epische Dichtung Geschichte. Sie ist repräsentativ. Die zunehmende Annäherung der nationalen Kulturen infolge der technischen Vervollkommnung hat mit der Ausgleichung und demokratischen Herabminderung der politischen Besonderheiten diese Dichtung um ihre unmittelbare Wirkung gebracht. Sie steht ihren Menschen nicht mehr Aug' in Aug' gegenüber. Diesem Schaden der verlorenen Unmittelbarkeit der epischen Kunst steht ein Gewinn an Verinnerlichung und Erhöhung des schöpferischen Selbstgefühls gegenüber. Das Vorwiegen individueller Probleme, die Verinnerlichung der epischen Handlung, die Entdeckung eines vorherrschenden geistigen Lebens, welches an Stelle sinnlich leuchtender physischer Existenz getreten ist, bezeichnen die eigentümliche politische Natur des Epischen, sie widersprechen ihr nicht.

Unsere Zeit erlebt eine mähliche Umgestaltung des Staates. Die individuellen politischen Einzelgebilde, die vordem, familienhaft eng abgegrenzt, dramatisch sinnfällige Schicksale tragisch kurzlebig austrugen, weichen mehr und mehr ungeheuren Verbänden, deren äußere Vorgänge gewöhnlich und endlos, langweilig und mechanisch scheinen. Dabei tritt aber die willentliche Verinnerlichung des Einzelwesens und der Teilorganisationen in strenger Vergeistigung hervor. Die Geschichte wird zu einer wachsenden Gestaltung des inneren Lebens. Der Vergeistigung der Geschichte antwortet die Verinnerlichung der epischen Kunst. Was die Politik als Instinkt erlebt und zeigt, vergegenwärtigt das Wesen des Erzählers als schöpferische Macht. Geschichte machen und Geschichte schreiben, die höchste Lust und Gabe des menschlichen Geistes, bleibt Sache des seltenen Einzelnen, für den die ganze Welt Mittel und Gegenstand seines persönlichen Willens ist, unerschöpflich an Abenteuern und Aufgaben, ein immer erneutes Nichts und Chaos, aus dem immer wieder ein strahlendes Etwas

und Ganzes zu bilden ist. So führt die Natur in verschleierter Vereinfachung auf tausend Umwegen alles Geschaffene auf den Schöpfer, alle Gemeinschaft auf den Einzelnen zurück, als ob sie ihm allein dienen wollte, der herrschen darf.

Dieser Aufsatz leitet einen Essayband gleichen Titels ein, der demnächst bei Georg Müller in München erscheint.

Trunkne Nacht / von Hugo Wolf

Gluten stürzen in
mein wundtrübes Herz. Meine Haut
ist von Flammen überzogen.
O meine Braut —:
ich denke dich vor mich hin,
ich denke deiner Lippen starren Bogen ...
Meine Hände werf ich empor,
reiße vom Himmel die Sterne nieder,
meine Hände spielen um deine Glieder
und hängen der Sterne goldblühenden Flor
um deine dunkle, herrliche Brust:
meine Braut,
ich wünschte, daß meiner Flammen Blust
deines Leibes Himmelsdunkel
erhellte und alles hinfiele in dem Gefunkel,
der Vogel aus seinem Nest
und die halbreife Frucht auf dem Feld —
vor Schrecken, daß irgendwo in der Welt
der Krieg sei aufgeschnellt
oder die Pest!

Kraus und das Rassenproblem*)

Karl Kraus ist als Jude geboren. Damit ist noch nichts über seine Rasse ausgesagt. Denn „Jude" ist ein ethnologischer oder, wenn man will, ein konfessioneller Begriff, während nach strengwissenschaftlicher Auffassung Rasse ein anthropologischer Begriff ist. „Rasse ist der Komplex gewisser körperlicher und geistiger vererbbarer Merkmale", das ist der elementarste Grundsatz der modernen Rassenkunde. Nichts hat der Rassenkunde mehr geschadet, als die Vermengung des Begriffes „Rasse" mit dem Begriff Volk, Sprache, Religion und Staatsangehörigkeit. „Deutsch", „Semite" sind ethnologische und linguistische Begriffe, und wer sie als Rassenbegriffe auffaßt, verfällt in Irrtum und Ungerechtigkeit. Denn weder die Deutschen, noch die Juden, noch die Semiten sind ihrer „Rasse" (d. i. dem Komplex ihrer körperlichen &c. Merkmale) nach einheitlich. Vielmehr sind unter ihnen heute alle Rassen vertreten, was sich leicht aus der jahrhundertelangen Vermischung und aus anderen Umständen erklären läßt. Wohl aber kann man sagen, daß unter den Deutschen — aber auch nur in gewissen Bezirken — der blonde, langschädelige, langgesichtige, helläugige (von mir „heroische Rasse" genannte) Menschenschlag vorherrscht, während bei den Semiten die mittelländische Rasse (kleine, dunkeläugige, dunkelhaarige Menschen, mit langem Schädel, langem Gesicht, Hakennase und vorspringendem Untergesicht) den Hauptbestandteil ausmacht. Auch ein Teil der Juden gehört dieser Rasse an. Wohl aber gut die Hälfte der heutigen Juden sind Mongoloiden, d. s. kleine Menschen, mit großen breiten Köpfen und Gesichtern, kleinen, geschlitzten, dunklen Augen, dunklen, straffen Haaren und gelblicher Gesichtsfarbe.

Wer Karl Kraus je gesehen hat, wird ohneweiters zugeben, daß er weder den mongoloiden noch den mediterranen Typus aufweist. Er ist zwar klein, doch dürfte das auf rein äußere Umstände, die mit Rasse ebenso wenig zu tun haben, wie der Umstand, daß er Brillen trägt, zurückzuführen sein. Er hat dunkelblondes, gewelltes, in der Jugend sicher hellblond gewesenes Haar, eine wohlausgebildete eckigrunde Stirne und sonst eine besonders im Obergesicht heroide

*) Vgl. dazu den Aufsatz „Er ist doch ä Jud" in Nr. 386 der „Fackel".

Plastik. Die Augen sind blaugrau. Ich habe mit Karl Kraus nie persönlich verkehrt. Genaue Kopfmaße kenne ich nicht. Doch scheint der Schädelumfang sehr bedeutend zu sein und die stupende Intelligenz dieses Genies zu begründen.

In der Plastik der Augen-Umgebung und des Untergesichts kann vielleicht — ich habe ihn nicht aus allernächster Nähe gesehen — mittelländischer Einschlag vorliegen. Diese Voraussetzung würde die phänomenale Sprachbeherrschung rassenanthropologisch erklären. Der äußere Abglanz seines vortrefflichen Charakters spricht sich meiner Anschauung nach besonders in den prächtigen, geistvollen hellen Augen und der Plastik des Mittelgesichtes aus.

Mit einer solchen Erscheinung unterscheidet sich Karl Kraus schon äußerlich wesentlich von der überwiegenden Mehrzahl der Juden. Ja, er steht dem heroiden Rassen-Typus näher als jedem anderen Typus. Und nun wird uns Kraus' Werdegang mit einemmal begreiflich. Er hat von allem Anfang an nicht in seine Umgebung hineingepaßt, er mußte als heroider Mensch mit den Menschen der Nieder- oder Mischrassen (Tschandalenrasse), gleichgültig, ob getauft oder beschnitten, in Kollision geraten. Gerade weil Kraus nicht aus seiner Rasse heraus kann, wurde er der grimmige Tschandalenfeind und Tschandalenbändiger. Seine Rasse wurde sein Geschick, ohne daß er es ahnte. Der heroische Mensch ist Individualist, Eremit, Aristokrat, Gottsucher, er haßt die „Sozialle", das Menschengedräng, die Demokratie, den Parlamentarismus, und den witzelnden, geistarmen Atheismus. Paßt das nicht auf Kraus?

Die Tschandalenrasse hat sich zur Sicherung ihres Bestandes instinktiv hinter drei Schutzwällen verschanzt, und diese heißen: Presse, Schule und emanzipiertes Weib. Mit der fabelhaften Zielsicherheit, die nur der feine Instinkt der höheren heldischen Rasse geben kann, hat Kraus als Erster erkannt, daß seine Rassengegner ernstlich nur an diesen ihren Hauptbollwerken anzugreifen sind.

Die Leser der „Fackel" wissen, wie glänzend ihm der Sturmangriff auf die Presse gelungen, wie er die Holzpapier-Mauern der Schand- und Schreckenspresse geschleift hat und wie er die Besatzung nicht einmal, sondern so oft es ihm beliebt, über die Klinge springen läßt. Aus den reißenden Journal-Bestien, vor denen einst alles zitterte, hat

er heute eine wohldressierte literarische Zirkus-Truppe gemacht, die er uns, wenn es ihm Spaß macht, in irgendeiner drolligen Nummer vorführt. Er hat die Presse, mit deren Hilfe die Tschandalen ihre Börsen-, Bank- und Industrie-Raubzüge und die Schändung der Künste und Wissenschaften betrieben, in wohltätige Fesseln gelegt. Er hat der Tschandalen-Rasse die fürchterliche Waffe der Massen-Suggestion entrissen und ihr damit ihre Haupterwerbsquelle wirksam abgegraben.

Er hat der Tschandalenrasse aber auch die geistige Einbrecher-Leiter, die Schule, zerbrochen. Die Fackel-Leser werden sich alle noch der einer Offenbarung gleichkommenden, gegen das Hoch- und Mittelschulwesen, namentlich gegen die voraussetzungslose Schwiegermütter-Wirtschaft an den Hochschulen gerichteten Aufsätze erinnern. Die Schule wird nämlich von den Rassenkötern zu ihren Gunsten und zur Ausrottung der selbständigen heroischen Rasse mißbraucht. Die heutige Schule mit ihrer Memorierererei und ihrer Diplomierung des kritiklosen Nach-Denkens und Nach-Sprechens des vorgekauten Wissenschaftsbreies, und mit dem auf diesem System aufgebauten Berechtigungswesen ist eine wunderbare Falltüre, durch die man die höhere Rasse von dem Aufstieg in die leitenden Stellungen, die sie in der alten vorliberalen Zeit innehatte, abhalten und in der Versenkung des Proletariats verschwinden lassen kann.

Die „Intellektuaille" ist heute ebenso abgetan wie die „Journaille". Gerade in seinem Kampf gegen den Intellektualismus hat sich Kraus' Rasseninstinkt wieder glänzend bewährt. Denn die moderne Rassenforschung hat die Auffassung gerechtfertigt und bestätigt, daß die niederen Rassen nicht nur ebenfalls Intelligenz besitzen, sondern daß die Mischlinge sogar im gewöhnlichen Sinne die „gescheiteren" Menschen sind. Aber nicht die Intelligenz an sich ist das Wesen der höheren Rasse, sondern ihre *schöpferische* Intelligenz und vor allem ihr Ethos, das eben dem Mischling und Niederrassenmenschen mehr oder weniger abgeht. Der Intellektualismus ist eine Entartungserscheinung, und die Intelligenz züchtende und auslesende moderne Schule direkt eine Zuchtanstalt *für* Degeneration.

Die Verbündete der Niederrassen ist das emanzipierte Weib. Denn die heroische Rasse kann in ihrer Reinheit

nur dann bestehen, wenn das Weib in dem Beruf als Zucht- und Hausmutter aufgeht. Das Weib, das sich mit mehreren Männern abgibt, wird zur Zucht ebenso untauglich, wie eine Stute, die einmal von einem Vollbluthengst, das andre Mal von einem Klepper belegt würde. In seiner Ablehnung der Frauenemanzipation und der Aufdeckung ihrer geheimen, in der Bewußtlosigkeit ihrer geschlechtlichen Entartung wurzelnden Triebkräfte hat daher Karl Kraus wieder instinktiv rassenhygienisch und rassenethisch das richtige Gefühl gehabt.

Aber noch mehr. Der moderne Rassenhygieniker sieht in der Prostitution kein Uebel, kein „Schandgewerbe", sondern — so, wie die Verhältnisse heute bei uns liegen — ein notwendiges rassenhygienisches und rassenethisches Ventil. Ebenso wie die Männer sind die Weiber verschieden. Der Zucht- und Hausmuttertypus muß streng von dem zur Fortpflanzung untauglichen erotischen Hetärentypus getrennt werden. Es schadet niemandem, ja es nützt der höheren Rasse, wenn die erotischen Frauen Huren werden, sich dadurch entfruchten und die Ehefrauen vor Belästigungen schützen. Wenn auch Kraus diesen Gedanken meines Wissens nie direkt ausgesprochen hat, so kann man ihn doch aus allen seinen Schriften über dieses Problem herauslesen.

Genau so rassenhygienisch folgerichtig ist seine Stellung dem Abortus gegenüber. Es ist lächerlich, etwas unter Kerkerstrafe zu stellen, was hunderttausendmal unbestraft bleibt, weil es niemand erfährt. Andererseits wird rassenhygienischer Malthusianismus eine von Tag zu Tag dringender werdende Notwendigkeit. Denn die unerträgliche weltpolitische Spannung und wirtschaftliche Depression ist lediglich die Folge der Uebervölkerung des zivilisierten Europas mit minderwertigem Stadt- und Industriepöbel. Die Uebervölkerung erzeugt Kriegsgefahr, die Kriegsgefahr erhöht den Soldaten- und Kriegsindustrie-Arbeiterbedarf, was wieder neue Uebervölkerung erzeugt. Aus dem furchtbaren Ringelspiel gibt es als einzigen Ausweg: Malthus *).

Die Kunst und Wissenschaft des heroischen Menschen ist nie zwecklose Kunst, sondern stets ethisch begründete, religiöse, priesterliche Kunst und Wissenschaft. Wer Kraus

*) Nur daß die mißhandelte Natur, die die Entscheidung über Rassenschicksale getrost der Vorsehung überläßt, in der Einschränkung der Fortpflanzung kaum das geeignete Mittel erblicken dürfte, ihr wieder aufzuhelfen; eher noch in Krieg und Pest. — Der Herausgeber.

aus seinen Schriften studiert, dem muß sich vor allem das hohe Ethos seines Schaffens aufdrängen. Gerade die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung ist es, die allen seinen Werken den Stempel der wahren Genialität aufdrückt. Kraus spricht als Priester einer ihm zur Religion gewordenen Ueberzeugung. Weil er so von der Kunst denkt, deswegen muß er mit dem unerbittlichen Eifer des Hohenpriesters alle Schachrer und dreisten Stümper verfolgen und mit Geißelhieben aus dem Tempel der Kunst vertreiben. Die Geißelhiebe treffen auch wieder nur Tschandalen, denn diese sind es, die aus der Kunst und Wissenschaft ein Geschäft, ein Heiratsvermittlungs-Bureau und einen Ramschbazar gemacht haben.

Der heroische Mensch ist auch der geniale Mensch. Karl Kraus ist ein Genie, ein wahres Genie, denn sein Wirken ist ein bahnbrechendes und schöpferisches. Schon das allein spricht für das Wesen seiner Rasse. Dazu kommt aber bei Kraus noch ein besonders überzeugendes Merkmal: Der große heldische Mensch ringt nicht nur mit dem Niedermenschen „um" sich, sondern auch „in" sich. Je mehr er dem Gipfel der Vollendung zustrebt, desto sichtbarer werden ihm Ueberbleibsel rassenminderwertiger Ahnen in seinem Körper und Geiste. Das ist das Problem der zwiespältigen Natur des Genies, der göttlichen und dämonischen. Es ist dies ein hartes und unendlich leidvolles Ringen, aber der unerläßliche Läuterungsprozeß. Das sind, wie sich die alt-arischen Hymnen herrlich ausdrücken, die Geburtswehen, unter denen die Gottheit in Erscheinung tritt, der schmerzhafte Schwerthieb, mit dem Gott seinen Sendboten den Ritterschlag erteilt und ihnen das Merkmal aufprägt, das sie von den falschen Propheten unterscheidet. Der Kundige, der dieses schmerzhafte Ringen in den Werken der Unsterblichen zu finden weiß, wird es auch bei Karl Kraus finden. Heldische Rasse ist der Urgrund seiner Genialität, aber auch Ursache seiner Qualen.

Deus tuorum militum
Sors et corona, praemium!
Gott, du deiner Ritter Verhängnis, Krone und Lohn!

J. Lanz v. Liebenfels.

(gez. von Max v. Esterle)

Alma Mater
Oenipontana XI

Kunsthistoriker
Dr. Heinr. Hammer

Schlußpunkt

Max Brod hat in der „Aktion" ein „Schlußwort an Ulrik Brendel" veröffentlicht. Er begnügt sich im wesentlichen mit der Feststellung zweier „Tatbestände", die ihn wichtig genug dünken, um mit ihrer Hilfe von der Hauptsache abzulenken. Brod hat zwar den Vorwurf „pseudonymer Verfälschungen" erhoben, aber, meint er, er habe dabei keineswegs mit der Vorstellung der Anonymität kokettiert, und wer, das letztere behauptend, ihm das Wort „Pseudonym" als „Verdächtigung anschwärze", sei eine „bedauernswürdig arme, gehässige Schreiberseele" . . . Und zweitens, meint er, könne kein Mensch darüber im Zweifel sein, daß seine Anspielung auf den „gewissen Wiener Kaffeehaustisch" nichts anderes besagen wollte, als daß Brendels Essai „im theoretischen Gedankengang wie auch im Stil von Karl Kraus und dessen Kreis beeinflußt" sei. Wer diese Dinge anders beurteile, beschuldige *sich*, nicht ihn, meint allen Ernsts Max Brod. Doch da er sehe, daß „im Kampfe gegen ihn jedes Mittel, auch die ärgste Verdrehung der Wahrheit und Sittlichkeit erlaubt scheint", so verzichte er darauf, diesem Hasse auf das „schwierige Gebiet künstlerischer *göttlicher* Dinge" zu folgen. — An welche Schlußwendung diese Betrachtung und die folgenden Zeilen anknüpfen, die Ulrik Brendel (ohne auf ihre Veröffentlichung Wert zu legen) mir zur Verfügung stellt:

Da es Gott hinnehmen mußte, als Eideshelfer für Max Brod bemüht zu werden, so geziemt mir zu schweigen. Höchstens dürfte Brod selbst noch einmal zitiert werden, da ein letztes Mal „das schwierige Gebiet künstlerischer *göttlicher* Dinge" betreten werden soll. Meine Ansicht über ihn habe ich ausführlich dargelegt, vielleicht korrigieren seine Selbstbekenntnisse einiges, was ich in meinem notorischen „Haß" zu scharf gefaßt habe:

„— — Ich bin schon alt;
Was habe ich nicht schon alles erlebt!
Du meinst das vergeht. O nein, das klebt,
Das macht mitten im Kuß meine Lippen kalt.

Fett wie ein Kreuzer, der einige Zeit
Auf dem Pult eines Selchers gelegen,
Entglitsch ich dir, teils aus böser Geschicklichkeit,
Teils meines Dreckes wegen."

Also zu lesen auf Seite 23 des Tagebuchs in Versen. Aber es mag in der Tat reinlicher sein zu schweigen; denn Brod zu überzeugen war nie meine Absicht und für diejenigen, die überzeugt werden konnten, bleibt nichts mehr hinzuzufügen.

Denn sie sagen sich mit Recht, daß nicht die Tücke einer kritischen, sondern der Selbstverrat einer dichterischen Schwäche es ist, der in diesen wie in anderen Versen Brods (seien sie, der Stimmung nach, auch weniger trist als diese) sein Menschliches denunziert und dem Zusammenhang mit allem Göttlichen entreißt. Sie wissen so gut wie Brod, es kommt nicht auf die Materie an, sondern auf den Geist, der sie begreift, der sie in sich und sich aus ihr erlöst. Der Geist aber, der sich in Brods Produktion manifestiert, behält von allem Stofflichen, auch von dem Dreck, den er in sich begreift, den Fettabdruck eines unerlösten Einverständnisses zurück, das seinen Wert als tragisches Erlebnis für den Dichter in dem Augenblick verliert, da der Aesthet es als „heroischen" Ausdruck seiner dichterischen Stimmungs- und Verstimmungsmöglichkeiten zu werten und zu rechtfertigen beginnt. Diese Auffassung — kennzeichnend für das Mißverhältnis zwischen einem künstlerischen Anspruch und der Fähigkeit, ihn zu erfüllen — gestattet natürlich jeder technischen Begabung, eine eigene Tonart anzuschlagen und sie, in Dur und Moll, so gegen jeden Einwand auszuspielen, als sei hier nicht die Note zu verteidigen, sondern eine Not; aber sie bietet, bei aller Möglichkeit zu Varianten, in Wahrheit keinen Spielraum für den harmonischen Ausgleich jener schöpferischen Nöte, ohne die eine Berufung auf Göttliches (zum Zweck der Rechtfertigung eines Allzu-Menschlichen) eitel Blasphemie und ein verhängnisvoller Selbstbetrug ist. Denn der Weg zu einem Selbstbewußtsein, das es wagen darf, in seinen Wundmalen ein Göttliches zu begreifen, führt durch ein Fegfeuer der Leidenschaft und eine Hölle der Versuchungen, die himmelweit entfernt liegen von dem Tummelplatz spitzfindiger Verwegenheiten, auf dem Max Brod seine Künste springen und seine Weisheit tanzen läßt; denn ob er nun (was immerhin erstaunlich ist) in der Zwangsjacke des philosophierenden Aestheten eine Logik auf den Schild erhebt, die sich um die Achse seines Indifferentismus nach Belieben drehen und wenden und auch auf den Kopf stellen läßt, oder ob er sich im Flugzeug eines dichtenden Aestheten, das eben noch durch Pfützen schleifte, zu einer Höhe des Gefühls aufschwingt, der keine eigene Tiefe droht: immer bleibt von den Produktionen, die dieser „sichere Tänzer" auf unsiche-

rem Grund vollführt, kein anderer Eindruck haften als der eines equilibristischen Echauffements, das, seine Befangenheit nur schlecht verhehlend, mit der Kaltblütigkeit des unbefangenen Betrachters erfolglos konkurriert. Wem sollte die Erkenntnis auch zu Herzen gehen, wenn nicht ihm, der sie verleugnet: daß nämlich diese tänzerische Produktion — weit davon entfernt, aus jener Fülle zu schöpfen, die sie vortäuscht — sich vielmehr in dem schäbigen Erdenrest erschöpft, den sie, leichthin, mit Füßen tritt. Sie schwebt nicht, trägt nicht, sondern klebt; klebt dort erst recht, wo sie zu schweben wähnt. So dehnt und reckt sie sich, ohne vom Fleck ihrer Begrenztheit zu kommen, zu Gipfeln einer Aussichtslosigkeit empor, wo ihrer Beweglichkeit der Starrkrampf und ihrer Hingerissenheit die Ohnmacht droht. Das ist fatal, doch der gerechte Beschluß eines Verhängnisses, das einer, der zwar den Ehrgeiz hat, sich vor der Welt, doch Mühe hat, sich vor sich selber zu beweisen, dadurch heraufbeschwor, daß er die Schwierigkeit dieser Beweisführung teils zu bemänteln, teils ins Heroische zu wenden sucht. (So entstand jene grotesk-verwegene Geberde einer Ueberlegenheit, die auf die Wimmerln, die das Antlitz ihrer Welt bedeuten, bald wie auf blühende Rosen, bald wie auf glühende Wunden weist). Was aber vollends die Wandlungen betrifft, die die Stationen dieser literarischen „Passion" bezeichnen, so erscheinen sie allzu glitschig und geschickt, als daß sie im Grunde anderes bezeichnen könnten als profane Notausgänge, die ein Dilemma mit dem anderen verbinden und die gerade noch den Aufstieg aus einer Verlegenheit in die nächst höhere gestatten. Schließlich in jene höchste und letzte, wo die Berufung auf Gott wie eine unerhörte Herausforderung verhallt, ohne die Kraft, ein anderes Echo zu wecken als den leisen Spott einer Gelassenheit, die — über den Verdacht und jede Verdächtigung des Brod'schen Indifferentismus erhaben — dem Schreckgespenst des Göttlichen, das er zitiert, ruhig bedeutet: Verstell dich nicht! Dem Gott, den du im Busen nährst, ward selber längst — gesteh es — vor seiner Brodähnlichkeit bange! Ludwig von Ficker.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DESIDER KOSZTOLANYI

DIE MAGISCHE LATERNE

NOVELLEN

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein

Brosch. Mk. 2.50 (K 3.—), geb. Mk. 3.50 (K 4.20)

Mit dem vorliegenden Prosaband bringen wir einen der bedeutendsten Dichter des jungen Ungarns zum ersten Mal vor das deutsche Publikum, in dem Bewußtsein, daß die zwölf Erzählungen, die zu einem scharf umrissenenen und prägnanten Ganzen vereinigt wurden, nicht nur Meisterdichtungen der jungungarischen Prosa sind, sondern sich auch mit Ehre in der deutschen Literatur behaupten und vollen Beifall finden werden.

SATURN-VERLAG HERM. MEISTER, HEIDELBERG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO

OTTO WEININGER UND SEIN WERK

PREIS GEHEFTET K 1.— (85 PFENNIG)

Sexual-Probleme (Berlin): Die Auseinandersetzung eines Dichters mit Weiningers Persönlichkeit und Werk, subjektiv und doch von dem ehrlichen Bestreben erfüllt, dem Wesen W.s, seiner Bedeutung und seiner Bedingtheit gerecht zu werden . . . Allen denen, die entweder, durch die Unerhörtheit der Weininger'schen Behauptungen abgestoßen, den Blick für die Schärfe seiner psychologischen Beobachtung und für die Großartigkeit seiner Konzeption sich trüben ließen, oder die, von der suggestiven Gewalt seiner Dialektik und seines Stiles gebannt, sich aus eigener Kraft nicht mit ihm auseinanderzusetzen vermochten, könnte diese Schrift von Nutzen sein.

Interstate Medical Journal (St. Louis): Those medical men, who have read Otto Weiningers „Sex and Charakter" and are still sufficiently interested in this strange genius to learn more of his theories, will find quite a number of readable pages of the illuminating sort in the brochure which Carl Dallago has written on „Otto Weininger und sein Werk" . . .

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher

PREIS GEHEFTET K 1.20 (Mk. 1.—)

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il 'Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.